

ISSN 2191-3455

Bochumer Literaturkritik • Heft 7 • 2014

INTERVIEW
MATTHIAS SACHAU
ZSUZSA BÁNK

SPECIAL
KRISE

SACHBUCH
PHILOSOPHY BITES
AUFGEKLÄRTER
TERROR

BELLETRISTIK
PETER HANDKE
HEINZ STRUNK
MOHSIN HAMID

THEATER
DIE NIBELUNGEN
IN BOCHUM

fusznote

Germanistik studieren in Amsterdam und Bochum, gefördert durch Stipendien des DAAD

Mit dem neuen internationalen *double degree*-Masterprogramm der Bochumer Germanistik in Kooperation mit der Universität von Amsterdam (UvA) können Studierende der Ruhr-Universität zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: Auslandsaufenthalte in einer tollen Stadt sammeln und zwei M.A.-Abschlüsse in vier Semestern erwerben – dabei hilft ein Stipendium.

Jährlich können bis zu fünf Studierende aus Bochum teilnehmen. Der Studienaufenthalt führt zu Kenntnissen der niederländischen Mentalität und Kultur. Das erhöht die Berufschancen für Germanisten, denn Akademikerinnen und Akademiker, die sich in Sprache und Kultur unseres Nachbarlandes auskennen, werden händeringend gesucht.

Der DAAD fördert pro Jahr bis zu fünf RUB-Studierende mit einem Stipendium in Höhe von 650 Euro monatlich und einem einmaligen Reisekostenzuschuss von 100 Euro. Voraussetzungen sind ein (zu großen Teilen, aber noch nicht unbedingt vollständig erbrachter) überdurchschnittlicher B.A.-Abschluss mit einer Bachelorarbeit in Germanistik sowie grundlegende Kenntnisse des Niederländischen, die allerdings auch im kommenden Sommer noch durch einen kostenlosen Sprachkurs an der RUB erworben werden können.

Bei allen Fragen zu Voraussetzungen und Fristen hilft der Projektkoordinator Philipp Dorok, Tel. 0234-32-25103, philipp.dorok@rub.de, germanistikambo+bewerbung@rub.de

Impressum

Lehrstuhl Neugermanistik II
Ruhr-Universität Bochum
D-44801 Bochum

Herausgeber:
Lehrstuhl Neugermanistik II, Ruhr-Universität Bochum

V.i.S.d.P.:
Prof. Dr. Nicolas Pethes

Redaktion: Ramin Baschkar, Rafael Buglowski, Sebastian Dausch, Philipp Kressmann, Anika Lehnert, Corinna Meinold, Christian Wobig, Ali Zein, Kim Uridat, Shirin S. Schnier, Britta Peters (Leitung).

Gestaltung: Britta Peters

Kontakt zur Redaktion: redaktion@fusznote.de

Fotos und Bildnachweise: Silvia Springorum (Titel, S. 10, 34), Anika Lehnert (S. 4), Britta Peters (S. 3, 5, 6, 35), Schauspielhaus Bochum: Arno Declair (S. 8, 9), Ali Zein (S. 22).

Beitragende dieser Ausgabe: Anika Lehnert, Shirin S. Schnier, Kim Uridat, Katharina Wolters, Philipp Kressmann, Ralph Köhnen, Jan Rehker, Lene Lemmer, Sina Langner, Philipp Kampschroer, Johannes Pusch, Sabrina Schäl, Tanja Kollodzieyski, Ann-Kathrin Kerkhoff, Tanja Konrad, Michael René Veltin, Lars Laute, Kathrin Braungardt, Nadine Lordick, Pia Albrecht, Stefan Krämer, Livia Kleinwächter, Sina Brandt, Lea Salje, Patrick Bonath, Sonja Gerschkwitsch, Rafael Buglowski, Ricarda Rau, Ali Zein, Christian Wobig.

Die Verwendung aller Inhalte und insbesondere der Abdruck sowie die kommerzielle Verwendung in Printpublikationen oder im Internet bedürfen der ausdrücklichen Zustimmung der Rechteinhaber und Autoren.

Erscheinungsweise halbjährlich

Online-Portal mit Hefi-Download:
staff.germanistik.rub.de/fusznote

Social Media: twitter.com/fusznote

ISSN 2191-3455

WirmachenDruck.de

Sparen Sie bis zu 50% beim Druck!

Inhalt

Editorial S. 3

Interview: Zsuzsa Bánk S. 4

Interview: Matthias Sachau S. 6

Theater: Roger Vontobels *Nibelungen* S. 8

Belletristik

Rein Gold (Elfriede Jelinek: »Rein Gold. Ein Bühnenssay«) S. 9

Neue Versuche (Peter Handke: »Versuch über den Stillen Ort«, »Versuch über den Pilznarren«) S.10

Kindheitserinnerungen (Heinz Strunk: »Junge rettet Freund aus Teich«)..... S.12

Spaß, Schrecken, Chancen (Mohsin Hamid: »So wirst du stinkreich im boomenden Asien«).. S.13

Der Tag, an dem der Wahnsinn kam (Jonas Lüscher: »Frühling der Barbaren«) S.14

Alles von Bord und auf nach Andalusien (Eugen Ruge: »Cabo de Gata«) S.15

Alle gegen Osborne (Joey Goebel: »Ich gegen Osborne«) S.16

Dämmerlicht im Treppenaufgang (José Saramago: »Claraboia oder Wo das Licht hinfällt«) S.17

Die Verfolgung (Alessandro Piperno: »Die Verfolgung«) S.18

Herzlichen Glückwunsch (Dora Heldt: »Herzlichen Glückwunsch, Sie haben gewonnen«).... S.18

Im Fahrwasser von Jane Austen (Elizabeth Taylor: »Versteckspiel«) S.19

Über Alltag, Liebe und die Kunst (Feridun Zaimoglu: »Der Mietmaler«)..... S.19

Eine Kindheit in Miniaturen (Hans Stille: »Eulenrod«) S.20

In Frieden für die letzten Dinge üben (Péter Farkas: »Acht Minuten«)..... S.20

Als Soldat im Irak (Kevin Powers: »Die Sonne war der ganze Himmel«)..... S.21

Im Land der Täter (M. Boll, R. Gross: »Jüdische Intellektuelle in Deutschland nach 1945«) S.21

Themenschwerpunkt »Literatur der Krise«

Willkommen in der Krise! (Christian Chavagneux: »Kleine Geschichte der Finanzkrisen«) ... S.22

Existenzen in Griechenland (Christos Ikonomou: »Warte nur, es passiert schon was«) S.23

Für eine neue Utopiefähigkeit (Milo Rau: »Was tun? Kritik der postmodernen Vernunft«).. S.24

Eine Anleitung zum Widerstand (Harald Welzer: »Eine Anleitung zum Widerstand«) S.25

Atlas der Vorurteile (Yanko Tsvetkov: »Atlas der Vorurteile«)..... S.25

Verrat des Bildungssystems (Richard David Precht: »Anna, die Schule und der liebe Gott«) .. S.26

Schweiz soweit das Auge reicht (Charles Lewinsky: »Schweizen. 24 Zukünfte«)..... S.27

Uni-Utopien (Yehuda Elkana, Hannes Klöpfer: »Die Universität im 21. Jahrhundert«)..... S.27

Sachbuch / Essays

Philosophy bites! (David Edmonds, Nigel Warburton: »Philosophy bites«) S.28

Aufgeklärter Terror (H. Ritter: »Die Schreie der Verwundeten. Versuch über die Grausamkeit«) ... S.29

Literarisches Reisen (P. Bayard: »Wie man über Orte spricht, an denen man nicht gewesen ist«).. S.30

Die Stadt lebt! (Bernhard Kegel: »Tiere in der Stadt«) S.31

Menschen mit Halluzinationen (Oliver Sacks: »Drachen, Doppelgänger und Dämonen«).. S.31

Alles über Lulu (Jonathan Evison: »Alles über Lulu«) S.32

Biografie: Bertolt Brecht (Jan Knopf: »Bertolt Brecht. Lebenskunst in finsternen Zeiten«)..... S.32

Schicksal, Zeit und Sprache (David Foster Wallace: »Schicksal, Zeit und Sprache«) S.32

Zwei Fragmente zu *Frost* (Thomas Bernhard: »Argumente eines Winterspaziergängers«) S.33

Poststrukturalismus (Catherine Belsey: »Poststrukturalismus«)..... S.33

Ciceros Wahlkampftipps (Quintus Tullius Cicero: »Tipps für einen erfolgreichen Wahlkampf«) S.33

Portrait: Silvia Springorum..... S.32

Das Schlammige muss ins Eckige! S.33

Editorial

Ein Gruß aus der Redaktion

Der Redaktionstrubel zeigt uns: Print lebt! In einer Zeit, in der Laien-Bücherblogs wie die Pilze aus dem Waldboden schießen und Gefälligkeitsrezensionen zum Massengenre geworden sind, halten wir – unserem innigen Glauben an das goldene Zeitalter der Literaturkritik entsprechend – das Fähnlein derer hoch, die ihre Bücher lesen, bevor sie warme Worte für sie finden. Wenn es die denn zu finden gibt. Und damit sind wir auch schon beim eigentlichen Thema dieses Editorials, das zu schreiben uns diesmal eine besondere Ehre ist. Wir werden nämlich zu unserem großen Bedauern mit dieser Ausgabe unseren Projektgründer, Nicolas Pethes, verabschieden, der dem Ruf an die Universität zu Köln gefolgt ist. Damit reißt er nicht nur ein großes Loch in die Abwehr der Dozentenfußballmannschaft der RUB-Germanisten, sondern wird uns auch an allen Ecken und Enden fehlen. Wir haben versprochen, keine salbungsvollen Abschiedsworte zu schreiben, und daran halten wir uns – fast. Wir müssen trotzdem festhalten: Ohne Herrn Pethes hätten wir dieses Magazin nicht auf die Beine stellen können! Er hat uns von Anfang an die Print-Ausgabe zugetraut und uns geholfen, eine vollwertige Lehrredaktion aufzubauen. Er hat uns auch mit Schriftstellerinnen und Schriftstellern wie Marcel Beyer oder Zsuz-

sa Bánk bekannt gemacht, Expertinnen und Experten für Beiträge gewonnen und das Projekt mit Seminaren und Veranstaltungen gefördert.

Jetzt brummt der Laden und wir krempeln die Ärmel hoch für viele weitere Ausgaben, die mit der Unterstützung des Instituts entstehen werden. Wir bedanken uns also an dieser Stelle alle ganz herzlich für die Zusammenarbeit und den Freiraum, ein Magazin wie die *fusznote* machen zu können. Und wir hoffen natürlich nicht ganz ohne Grund, dass der ein oder andere Vortrag an der RUB ein Wiedersehen mit Nicolas Pethes mit sich bringt.

Froh sind wir in diesem Jahr über neue Gesichter in der Redaktion und vor allem darüber, dass Ralph Köhnen in leitender Funktion zu uns gestoßen ist und uns mit der Literarischen Gesellschaft Bochum verknüpft. Darüber hinaus bleiben wir auch weiter beheimatet am Lehrstuhl Neugermanistik II, der zur Zeit von Gregor Schwing geleitet wird.

Wie wird es weitergehen? Der Print bleibt erhalten, und da wir mehr und mehr Beitragende haben, gibt es nun auch ein interaktives Portal mit Artikeln, Ankündigungen und Web-Beiträgen unter staff.germanistik.rub.de/fusznote, wo neben

ausgewählten Artikeln und dem Heftarchiv auch aktuelle Berichte über Ausstellungen oder Veranstaltungen veröffentlicht werden. Mit dem Präsentationsbereich für die Ausstellung über »Schreibmaschinenliteratur«, die Peter Risthaus aus dem Germanistischen Institut kuratiert hat, ist auch ein Anfang gemacht, kulturelle Projekte aus dem Umfeld der RUB an zentraler Stelle zu versammeln und zugänglich zu halten.

Für die Redaktion,

*Anika Lehnert, Britta Peters,
Christian Wobig, Kim Uridat,
Ramin Baschkar, Shirin S. Schmier*



Zsuzsa Bánk

Im Interview



Zsuzsa Bánk, Jahrgang 1965, ist eine deutsche Schriftstellerin mit ungarischen Wurzeln. Bisher sind vier Bücher von ihr veröffentlicht, die unter anderem mit dem deutschen Bücherpreis prämiert wurden. 2002 erschien ihr erster Roman Der Schwimmer. 2011 folgte der zweite Die hellen Tage, den sie im Rahmen einer Lesung in Bochum vorstellte und Fragen des Publikums beantwortete. Der Roman erzählt die Geschichte der Kinder Aja, Seri und Karl aus der Provinzstadt Kirschblüt. Im Zentrum des Romans steht die Freundschaft der drei bis in das Erwachsenenalter und das Verhältnis zu ihren Familien, das von Schicksalsschlägen erschwert wird.

fusznote: Frau Bánk, Ihr aktuelles Buch heißt *Die hellen Tage*. Was sind für Sie helle Tage?

Zsuzsa Bánk: Im Buch sind die hellen Tage verstreut über die ganze Erzählung. Das sind die Momente, nicht unbedingt Tage, an denen die Erde still zu stehen scheint und alles stimmt in diesem Augenblick. Nichts ist falsch. Es gibt ein paar paradiesische Mo-

mente der Wiederbegegnung, der Versöhnung im Buch und wenn man weiterblättert, dann ist dieser Moment gleich wieder zerstört und wird aufgehoben von etwas Dunklem. Aber die hellen Momente kehren immer zurück im Wechsel mit den dunklen Tagen. Das Buch könnte genauso gut *Die dunklen Tage* heißen.

fusznote: Also geht es nicht nur um den Sommer?

Zsuzsa Bánk: Nein, es ist nicht nur der Sommer, die Jahreszeiten sind alle gleich stark vertreten. Es wird sehr viel angedeutet über das Wetter: Bedrohliches, Gutes, Erlösendes. Vieles wird transportiert über diese Himmelsbilder.

fusznote: Was wird in *Die hellen Tage* über das Wetter angedeutet?

Zsuzsa Bánk: Mir fällt ein Erlösungsmoment, bei Karl beispielsweise, ein. Wie es ihm gelingt, seinen Vater zu überzeugen, dass er die Hecken zurückschneiden darf. Da bittet er Evi, die Mutter der Protagonistin Aja, um Hilfe. Sie eilt sofort im strömenden Regen zu ihm und gemeinsam schneiden sie dann das »Dornröschenhaus« seines Vaters frei. Der Himmel hat eine Art

Spiegelfunktion. Als sich Aja und Evi zum Beispiel nach langer Zeit versöhnen, ist der Himmel ganz still, es steht nur der Mond oben und es blitzt klar. Diese Ruhe wird dann über den Himmel transportiert.

fusznote: Das finde ich interessant, weil Sie ja in Ihren Büchern auch stark mit Bildern arbeiten. Was war das erste Bild, das Sie im Kopf hatten, bevor der erste Satz überhaupt stand?

Zsuzsa Bánk: Das erste Bild war der Garten und eine ganz lange, einfache Schaukel an Stricken, schief hängend, aber perfekt auf ihre Art. Diesen spätsommerlichen, gelben Garten mit reifen Quitten, reifen Birnen habe ich dann gefüllt mit Figuren, mit Aja, Seri, Karl und deren Eltern.

fusznote: Die Zahl Drei scheint eine symbolische Bedeutung in *Die hellen Tage* zu haben. Worin zeigt sich das?

Zsuzsa Bánk: Es gibt sehr viele Dreierkonstellationen, die drei Freunde, die drei Mütter, alle Familien treten mit drei Personen auf. Die dreieckige Verbrennungsnarbe an Karls Stirn, Aja hat an einer Hand nur drei Finger. Das Dreieck ist die instabilste Form der Beziehung, weil immer einer abspringen muss, aber die Intensität von zwei Menschen gibt es nur, wenn diese dritte Person dabei ist. Die beiden Mädchen brauchen Karl, um ihre Beziehung führen zu können.

fusznote: Ich fand eine Textstelle in *Die hellen Tage* sehr schön, da hieß es: »Aja und mir war es gleich, ob Sigis Geschichten erfunden waren, ihre Melodie trug uns durch die hellen Tage dieses Sommers.« Was macht für Sie eine gute Geschichte aus, damit sie uns tragen kann?

Zsuzsa Bánk: Das ist total unterschiedlich. Beim Lesen ist es allein die Sprache, vor allem der erste Satz. Zum Beispiel beginnt *Die Glasglocke* von Sylvia Plath mit einem kleinsten, drastischen Auftakt. Aber es kann mich auch etwas viel zaghafter Erzähltes faszinieren. Bei Natalia Ginzburg reichen zwei Sätze und ich bin von diesem Klang umwoben. Aber Trashliteratur [*Lachen*], – das geht nicht mehr, was ich schade finde.

fusznote: Wenn Sie sich auf fünf Begriffe beschränken müssten, worüber schreiben Sie am liebsten?

Zsuzsa Bánk: Befindlichkeiten, menschliche Beziehungen, also Freundschaften,

aber keine Liebesbeziehungen. Das kommt auch in dem Roman vor, an dem ich aktuell arbeite.

fusznote: Können Sie da schon einen kleinen Ausblick geben?

Zsuzsa Bánk: Das Buch ist komplett anders. Es ist ein Briefroman über zwei Freundinnen, die einander schreiben, die Mitte vierzig sind, sich aber von Kindheit an kennen. Sie ziehen Lebensbilanz. Es geht um unter-

»Zwei Sätze
und ich bin
von diesem Klang
umwoben.«

schiedliche Lebensentwürfe, unterschiedliches Scheitern. Ich erzähle anhand dieser Korrespondenz ihre letzten Jahre, das Tagesgeschehen aber auch die Kindheit.

fusznote: Nach der Lesung sagten Sie, dass Sie momentan bei etwa 200 Seiten sind?

Zsuzsa Bánk: Ja, aber die sind noch sehr... rau ... [*Lachen*]

fusznote: Was ich ungewöhnlich finde, ist, dass Sie keine wörtliche Rede in Ihren Romanen benutzen?

Zsuzsa Bánk: Die wörtliche Rede passt nicht in den Sprachklang, das würde die Melodie auseinander reißen: Dann sagte Aja: »ZACK!« – Es geht nur indirekte Rede. Für mich ist das wie eine lange lyrische Prosa, wie ein Sonett. Jeder Satz ist für mich abgestimmt auf den davor oder danach. Deswegen kann man bei mir auch nicht umstellen, weil alle Sätze miteinander verwoben sind.

fusznote: In Ihrem neuen Briefroman wird es dann ja auch keine wörtliche Rede geben.

Zsuzsa Bánk: Ja, das ist richtig. Es ist eine Dauerunterhaltung und das fällt mir auch schwer, weil ich mit meiner alten Sprache nicht weiter komme, so kann man keine Briefe schreiben. Es ist schwer, eine Sprache zu finden, die anders ist, aber trotzdem meinen Vorstellungen genügt. Da weiß ich auch noch nicht, wie ich das löse.

fusznote: Was muss für Sie gegeben sein, damit Sie eine optimale Schreibatmosphäre entwickeln können?

Zsuzsa Bánk: Absolute Ruhe, egal wo, ich kann überall arbeiten, aber es darf mich niemand stören. Ich sitze sofort am Computer, sobald meine Kinder aus dem Haus sind. Mein Arbeitstag endet dann, wenn sie wieder da sind. Es gibt aber auch keinen Tag, an dem ich nicht schreibe.



fusznote: Sie sind in Deutschland geboren, aber Ihre Eltern stammen aus Ungarn. Haben Sie einen speziellen Zugang zu ungarischer Literatur?

Zsuzsa Bánk: Einen speziellen Zugang nicht. Da gibt es schon viele Namen, die jedoch einfach zur Weltliteratur zählen, die ich gelesen und bewundert habe. In Teilen habe ich sie im Original gelesen, wie Esterházy's *Harmonia Caelestis*. Die ungarische Literatur hat ihren eigenen Ton, mit sehr schrägem Humor, das mag ich.

fusznote: Eine abschließende Frage habe ich noch: Sie waren selbst einmal Buchhändlerin. Wie ist es heute, an einem Ihrer Bücher im Geschäft vorbeizugehen?

Zsuzsa Bánk: Das ist für mich total fremd und komisch. Ich habe eine völlig andere Perspektive: Ich sehe mich zu Hause hocken, das Ringen mit mir. Es ist nicht so, dass ich denke: »Wow, das ist aber mal ein tolles Buch!« [*Lachen*] Natürlich freue ich mich, wenn ein Buch ein Erfolg ist. Aber daran denke ich beim Schreiben nicht, sondern eher daran, ob ich es schaffe, durchzuhalten bis zum Schluss. Dann ist es für mich persönlich ein Erfolg.

fusznote: Frau Bánk, haben Sie vielen Dank für das Interview!

Anika Lehnert

Im Interview: Matthias Sachau



Matthias Sachau lebt in Berlin. Er ist ein vielseitiger Autor, der auf seinen Lesungen auch mit Musik arbeitet und dessen aktueller Roman hauptsächlich, es knallt von einigem Trubel beim Heiraten berichtet. fusznote-Redakteurin Shirin S. Schnier hat sich mit ihm unterhalten:

fusznote: Herr Sachau, wie sind Sie zum Schreiben gekommen?

Matthias Sachau: Ich habe erst mit 30 Jahren angefangen zu schreiben, ich meine Texte, die von anderen gelesen werden sollen. Das ist ziemlich spät. Davor hab ich nur unregelmäßig Tagebuch geschrieben oder Gedanken festgehalten.

fusznote: Schubladenliteratur für den eigenen Gebrauch?

Matthias Sachau: Genau, aber einigermaßen regelmäßig habe ich in kleine Büchlein geschrieben. Das war im Nachhinein der erste und ganz wichtige Schritt, weil meine Erfahrung hier war, dass die allerersten Seiten, die ich geschrieben habe, mich beim erneuten Lesen ziemlich angekotzt haben.

fusznote: Ist es oft so, dass man am Abend etwas schreibt und es am nächsten Morgen Überarbeitungsbedarf gibt?

Matthias Sachau: Ja, dabei ging es weniger um stilistische, als um rein inhaltliche Sachen. Ich fragte mich: Wem will ich hier eigentlich etwas vormachen? Ich wusste doch noch, was der ursprüngliche Gedanke gewesen war, und in dem, was ich dann geschrieben habe, war ich völlig unehrlich. Ich wollte mit dem Text irgendwie wirken. Ich wollte auf *mich* wirken, und das hat überhaupt nicht geklappt. Im Gegenteil, ich war von dem Schreiber eher angewidert. Das war eine wichtige Erfahrung.

fusznote: Wie war dann Ihr Weg hin zum Roman, den man jetzt auf dem Ladentisch sieht?

Matthias Sachau: Das Romanschreiben kam erst viel später. Vorher hab ich mit viel Herzblut Architektur studiert und dann in diversen Architekturbüros in Berlin und London gearbeitet. Bis ich dreißig war, gab es überhaupt keine Zweifel: Das waren mein Weg und mein Ding. Als ich mit dem Studium fertig war und meine ersten Berufserfahrungen gesammelt hatte, steckte die Baubranche aber in einer tiefen Krise, ähnlich wie einige Jahre später die IT-Branche in der Dotcom-Krise. So schwarz sah es da aus. Es war ganz schwer, als Architekt dort hineinzukommen. Zeitgleich ging es mit der Internetbranche los und ich habe gesehen, was die Leute dort so verdienen und dass jeder angestellt wird, der nur über die Türschwelle tritt. In dieser Phase habe ich mich dann getraut, mich als Konzepter bei einer Agentur zu bewerben, die Websites für große Banken und Versicherungen erstellt hat. Das klappte dann eigentlich auch ganz gut, wobei ich früher oder später ziemlich auf die Nase gefallen wäre, weil mir Grundwissen in Marketing und BWL fehlte. Aber bevor es soweit kam, hat mich die Textchefin der Agentur, die mal eins von meinen Konzepten gelesen hatte und es sehr witzig fand, gefragt, ob ich nicht Lust hätte, Texte zu verfassen, es einfach mal zu probieren. Ich war eh in einer Situation, wo man sich denkt: Wie lange geht das noch gut? Ich bin dort also als Texter gelandet, und das klappte von Anfang an total müheles.

fusznote: Also ein willkommener Quereinstieg in einen anderen, kreativeren Bereich – ist diese Werbeerfahrung in den *Montagsroman* eingeflossen?

Matthias Sachau: Ja klar, in der eigenen Werbeagentur gab es auch den ein oder anderen gestandenen Werbefuzzi. Die treten auch in anderen Romanen als Figuren auf.

fusznote: Das erfolgreiche Texten hat dann Lust auf mehr gemacht?

Matthias Sachau: Ich hatte schon immer eine gewisse Neigung zum anarchistischen Humor. Dabei war aber das Schreiben mein Medium, ich war nie der Klassenclown. Ich habe dann einfach eine der diversen Ideen für Romane, die ich in der Zeit als Texter in meine Schublade gesteckt habe, herausgezogen und versucht, ob ich es schaffe, so etwas zu schreiben. Mein erster Roman war ein Thriller. Dann kam der *Open Mike*, bei dem

ich mich für die Endrunde qualifiziert habe. Mein erstes Buch, das veröffentlicht wurde, war ein Comedy-Roman. Eigentlich wollte ich ein lustiges Sachbuch schreiben. Damals hatte ich den *Vollidiot* von Tommy Jaud gelesen und dachte, okay, so etwas könnte ich eigentlich auch schreiben. Es ging mir erstmal darum, überhaupt ins Geschäft zu kommen, und er war so erfolgreich. Seine Leistung, finde ich, besteht darin, dass er eine sehr angemessene Sprache gefunden hat, die einerseits das Schnoddrige drin hat, aber nichts Bemühtes. Diesen Ton hab auch ich versucht anzunehmen. Ich verdanke ihm auch, dass er mit seinen Romanen diese Nische geöffnet hat. Ich denke, ich bin da wirklich erst mal in seinem Kielwasser gesegelt.

fusznote: Sie haben also ein Konzept entwickelt, erprobt und sind ihm auch in Ihrem neuen Roman treu geblieben?

Matthias Sachau: Mein mit Abstand erfolgreichster Roman war dann tatsächlich der dritte. Der hieß lustigerweise *Wir tun es für Geld*. Ich glaube, das lag daran, dass im dritten die stärkste Liebesgeschichte war, und dieses Element werde ich jetzt weiterverfolgen.

fusznote: Ein romantischer Touch ist ja auch in Ihrem aktuellen Roman *Hauptsache, es knallt!* zu finden?

Matthias Sachau: Ganz klar, es geht um das Thema Hochzeit. Das Buch handelt von einer Katastrophenhochzeit und einer Freundsclique, die schon vorher ahnt, dass das Fest mit viel zu vielen Erwartungen aufgeladen ist und dass alles eigentlich nur schief gehen kann. Sie legen sich eine Strategie zu recht, wie sie die Hochzeit retten wollen und wie sie für alle Unglücke, die sie vorausahnen, gewappnet sind. Aber es kommt dann natürlich noch viel schlimmer, als sie es sich überhaupt vorstellen können. Das Schloss, auf dem das Ganze stattfindet, wird von einer total ätzenden Frau verwaltet, die sich dauernd in die Hochzeit einmischt. Es gibt da ein Schloss in der Nähe von Berlin, auf dem ich zwei Hochzeiten erlebt habe. Diese Figur hätte ich nicht erfinden können, das muss man echt erlebt haben. Unglaublich!

fusznote: Das ruft nach einer Verfilmung. Hat da mal jemand angefragt?

Matthias Sachau: Ja, die deutsche Fox hat angefragt, die prüft das jetzt gerade. Das wäre natürlich toll.

fusznote: Wir haben in Ihrem Blog gelesen, dass Sie mal vorhatten, einen Fantasy-Roman zu schreiben. Ist das noch aktuell?

Matthias Sachau: Das ist topaktuell, den schreibe ich gerade. Er erscheint dann, hoffe ich, bei *dtv junior*. Da habe ich meinen Fuß jetzt auf ganz neues Terrain gesetzt. Ich freue mich schon darauf. Bin sehr gespannt, wie der Roman ankommt.

fusznote: Wir sind auch neugierig, wie Sie schreiben. Wie viel ist bei solchen Projekten Planung und wie viel spontane Eingebung?

Matthias Sachau: Das Schreiben ist eine Mischung aus Planung und dem, was im Prozess passiert. Es ist ganz wichtig für mich, diesen Prozess zuzulassen. Wenn man viel Erfahrung gesammelt hat, kann das Einfach-ins-Blaue-hinein-Erzählen durchaus funktionieren und man hat am Ende eine ganz tolle Geschichte. Dabei ist übrigens zu erwähnen, dass ich ein Schlussfetischist bin. Auch wenn ein Buch noch so toll ist – wenn mich der Schluss enttäuscht, dann hat mich das Buch enttäuscht. Da bin ich sehr ungnädig.

fusznote: Das ist der Schluss, aber was ist mit dem berühmten ersten Satz? Spielt der bei Ihnen eine Rolle?

Matthias Sachau: Verdammt, der erste Satz spielt überhaupt keine Rolle! Ich versteh das wirklich nicht: Auch ernsthafte Germanisten beschäftigen sich unglaublich viel mit ersten Sätzen und ersten Seiten. Warum? Das will ich echt gern mal wissen. Wenn man irgendwo durch die Tür geht und Leute besucht, dann ist es schon gut, wenn man sie nett anlächelt, sie anguckt und guten Tag sagt und nicht auf den Boden spuckt. Das ist aber schon die ganze Kunst des ersten Satzes. Man sollte die Leute schön in ihre Sessel setzen, und damit ist es gut.

Was mein Schreiben betrifft: Ich fange heute ein Buch auf Seite eins an und schreibe es linear von vorne nach hinten. Das war für mich am Anfang gar nicht so selbstverständlich. Ich war die Entwurfsarbeit als Architekt gewohnt, und wenn man ein Haus entwirft, ist ein solches Vorgehen natürlich ein großer Fehler. Du entwirfst ein großes Gebäude nicht, indem du mit dem Eingang anfängst und dich bis zum Notausgang hinten durchwurschtelst, da musst du anders herangehen.

fusznote: Ein schöner Vergleich, Literatur und Architektur. Aber bei einem Gebäude

verhält es sich natürlich anders als bei einem Buch, da gibt es einen Vorder- und einen Hintereingang und verschiedene Etagen.

Matthias Sachau: Genau, bei einem Gebäude kann man durch verschiedene Eingänge hereinkommen und darin machen was man will. Alles existiert gleichzeitig, und man muss beim Entwerfen alles in Erwägung ziehen, alles auf dem Schirm haben. Das kann einen wahnsinnig machen. Wenn ich da mal vor einer großen Aufgabe stand, hatte ich unruhige Nächte, in denen ich ganz verrückt geträumt habe, Horrorträume von großen Gebäuden, und die ganze Zeit gedacht habe: Irgendwas habe ich vergessen!

fusznote: Zum Beispiel die Statik? Oder die Toiletten? [*Lachen*]

Matthias Sachau: Genau. Ich werde nie vergessen, wie an der Uni einmal jemand seine Diplomarbeit präsentiert hat. Er hatte ein großes Gerichtsgebäude entworfen, und der Professor meinte: »Mal eine ganz einfache Frage. Gesetzt den Fall, dass jemand im Gerichtssaal auf die Toilette muss. Wo geht er dann hin?« Der Typ, die Schweißperlen schon auf der Stirn: »Der geht da zur Tür raus, dann diesen Gang hinunter, dann durch diese Tür, biegt hier ab, geht dort eine Treppe hinauf und den Gang hier zurück, und dann ist er bei der Toilette.« Is ja 'n Ding!

Wenn du das ein paar Mal gemacht hast, dann weißt du: Du entwirfst niemals große Räume, ohne dass die Toiletten gleich nebenan sind. Ein Gebäude zu planen empfinde ich als tausendmal stressiger als einfach gemütlich beim ersten Satz anzufangen und eine Geschichte zu erzählen. Ich genieße jetzt total, das machen zu können und hoffe, dass ich das auch weiterhin machen kann. Das stresst mich nicht. Im Gegenteil, das bereichert mein Leben.

fusznote: Vielen Dank für das Interview!

Shirin S. Schmier



Matthias Sachau: *Hauptsache, es knallt*

Der neue Roman von Matthias Sachau schließt vom Stil an seinen Erfolg *Kaltduscher* an. Auf 336 Seiten beschreibt der Autor die »Es-muss-alles-perfekt-sein-Hochzeit-von-Janina-und-Markus«, bei der der Protagonist Tim mit seiner improvisierten Rettungscrew versucht, Störungen und unangenehme Szenen während der Hochzeitsfeier zu vermeiden. Das »Hochzeitsrescueteam« muss allerdings schnell einsehen, dass nicht alle erwarteten Probleme eintreffen und auf der anderen Seite längst nicht alle Präventionsmaßnahmen greifen. Schnell findet sich das Team in einem Teufelskreis wieder: Eine Hochzeit zu retten ist Schwerstarbeit – vor allem, wenn Tim sich verliebt, erst eine Frau in der Hochzeitstorte ist und dann ein Pirat und auch noch ein Gewitter aufzieht.

Die Story ist witzig, in einem mitreißenden Comedy-Stil erzählt. *Hauptsache, es knallt* ist damit ein Buch, das man neben trockener universitärer Lektüre durchaus genießen kann. Der Roman ist für alle lesenswert, die sich dem Hochzeitsthema mit all seinem Katastrophenpotenzial voll und ganz widmen wollen, wenn auch erst einmal nur als Zaungast.

Kim Uridat

Matthias Sachau: *Hauptsache es knallt*. Roman. Ullstein, 2013, 8,99 €. E-Buch 7,99 €.



Es ist dunkel. Man erkennt weder Stufen, noch weiß man, wo man seinen Fuß hinsetzen hat. Doch man tastet sich vor. Durch einen Vorhang schwarzer Lamellen muss sich jeder den Weg zu seinem Platz im Theatersaal erkämpfen wie Kriemhild den ihren gegen die Verwandten aus Burgund.

Haben alle Zuschauer des so gut wie ausverkauften Saales im Schauspielhaus Bochum ihre Sitze gefunden, erwarten sie bereits die Burgunder vor dem ›Eisernen Vorhang‹. Der Burgunderkönig Gunther steht dort umringt von seinen Geschwistern Giselher und Gerenot sowie der Mutter Ute und Hagen von Tronje, im Rücken ein Spiegel, der gleißend helles Licht in die Augen der Zuschauer reflektiert. Es wird, begleitet durch den Musiker Keith O'Brien, das mittelhochdeutsche Nibelungenlied angestimmt, wenn auch sprachlich nicht ganz einwandfrei. Mittig von der Bühne aus läuft, die vierte Wand durchbrechend, ein schmaler Steg sprungschanzenförmig durch den Publikumsraum. Die Zuschauer sind Teil des Bühnenbildes, sie sind das von Gerenot als »unheimliches Gesindel« bezeichnete Volk, das dem Untergang der burgundischen Herrscherfamilie beiwohnen wird. Über die Rampe im Zuschauersaal treten Figuren auf, spielen, dem Publikum nahe, aus ungewohnter Perspektive und treten darüber wieder ab. In den langen Szenen ist es schade, dass dadurch von manchen Positionen aus zwangsläufig nur der Rücken der Schauspieler erkennbar ist. Leider hilft in diesem Punkt auch der Spiegel auf der Bühne, über den teilweise die Gesichter erkennbar werden, nicht immer darüber hinweg.

**»Von freude und höchgezîten,
von weinen unde klagen«**

**»Uns ist in alten mæren
wunders vil geseit«**

**In Roger Vontobels *Nibelungen*
wird intrigiert und gemordet**

Der Inhalt der Nibelungensage gehört zum kulturellen Gemeingut, auch Musikfreunden ist heute wenigstens die Sage um den Helden Siegfried, der im Drachenblut badete und bis auf eine verletzliche Körperstelle Unverwundbarkeit erlangte, im Groben bekannt. Der Stoff handelt von der Liebe zwischen dem Drachenbezwinger Siegfried und der Schwester des Burgunderkönigs Gunther, in deren Hochzeit der König nur einwilligt, wenn Siegfried ihm hilft, Brunhild aus Island mit List für sich zu gewinnen. Doch kurz nach der Hochzeit beider Paare wird Brunhild der Täuschung gewahr und ein erbitterter Kampf zwischen Kriemhild und Brunhild beginnt, in deren Verlauf Siegfried stirbt und Kriemhild auf ewige Rache an

Brunhild und ihrer eigenen Familie schwört: »Ich schlage den Drachen tot und jeden, der sich dazugesellt.«

In Roger Vontobels Inszenierung der *Nibelungen* nach der 1862 veröffentlichten Textfassung von Friedrich Hebbel setzt die Geschichte in medias res ein. Kriemhild tritt in grauem, aschebedecktem Pullover und Männershorts auf und wirkt so dem im Nibelungenlied entworfenen Bild der landesweit bekannten Schönheit entgegen. Sie erscheint hager und voller Trauer. Bereits zu Beginn der Aufführung ist die Wut in ihr spürbar, die in einem unbarmherzigen Blutbad enden wird. Sie trägt die Urne ihres ermordeten Mannes unter dem Arm, schmiert sich seine Asche ins Gesicht und schwört Rache für den umgebrachten Liebsten. Nach einer halben Stunde wird der eiserne Vorhang gehoben und die Hauptbühne mitbespielt. Kriemhild hat, sieben Jahre nach Siegfrieds Tod, in die Hochzeit mit dem Hunnenkönig Etzel eingewilligt und wäscht sich auf der Bühne die Asche ihres Mannes vom Leibe, sie tauscht die schwarze Kleidung der Burgunder gegen ein weißes Kleid in der Farbe der Hunnen. Nur ein schwarzer Streifen bleibt darauf zurück und lässt erahnen, dass sie mit ihrer Vergangenheit nicht abgeschlossen hat. Fortan wird in einer Rückblende die Handlung dargestellt, wie es zum Tode Siegfrieds kam.

Die Inszenierung spielt mit den Farben der Kostüme, um die Zugehörigkeit der Personen zu verdeutlichen. So heben sich neben



den anderen Figuren in Gold vor allem Siegfried als Hüter des Nibelungenhortes, und in Silber Brunhild als unbezwingbare Frau, »in deren Adern flüssiges Eisen kocht«, hervor. Vor allem die beiden Konkurrentinnen Brunhild und Kriemhild spielen mit einer Fülle an Emotionen, die bedrohlich wirkt. Vor allem, wenn die Herrscherin aus Isenland mit blutigen Händen den Steg entlang zur Bühne geht und rote Spuren an den Vorhang zeichnet, erscheint sie wie ein Todesengel. In die düstere Stimmung schalten sich zudem im Laufe der Aufführung Videoprojektionen des Künstlers Clemens Walter sowie das atmosphärische Gitarrenspiel des Musikers Keith O'Brien ein.

Knurrende Bluthunde! Fünf Stunden voller Intrigen und Grausamkeiten

Mit einer Spielzeit von über fünf Stunden präsentiert sich Vontobels *Nibelungen*-Stück beileibe nicht als durchschnittlicher Theaterabend. Vielmehr ermöglicht es der Umfang der Aufführung, der Komplexität des Sagenstoffs gerecht zu werden. Nach zwei sehr starken Stunden folgt ein etwas schwächerer zweiter Teil, in dem der ein oder andere Gag auch die Düsternis der Inszenierung unterbricht, wobei die Komik nicht immer passend ist. So müssten Siegfried und Hagen beim Gedanken an den bevorstehenden Krieg gegen die Sachsen und Dänen nicht zwangsläufig wie knurrende Bluthunde aufeinander losgehen. Letztlich endet der Abend jedoch im dritten Teil in einem fulminanten Ende, das mit standing ovations seitens des Publikums belohnt wird. Es sei jedem geraten, sich von der Spieldauer nicht abschrecken zu lassen, selbst während der zwei Pausen wird für Unterhaltung gesorgt. Die Inszenierung besticht vor allem durch eine stark spielende Jana Schulz als Kriemhild und Minna Wundrich als Brunhild. Roger Vontobels *Nibelungen* sind intrigenreich, grausam und keinesfalls langweilig.

Anika Lehnert

Die Nibelungen. Von: Friedrich Hebbel; Regie: Roger Vontobel; Schauspielhaus Bochum. Weitere Spieltermine bis Juni 2014 unter www.schauspielhausbochum.de.

Elfriede Jelinek: Rein Gold. Ein Bühnenssay

Während Frank Castorf den *Ring-*Zyklus für die Bayreuther Festspiele inszenierte, legte



Elfriede Jelinek im Auftrag des Intendanten der Bayrischen Staatsoper einen Text vor, der nun in Buchform veröffentlicht wurde. Äußerlich betrachtet ein schriftlicher Dialog zwischen Göttervater Wotan und Tochter Brünhilde, ist der Essay eine Aneinanderreihung innerer Monologe, geprägt vom Drang zu fortwährender Kritik und Klage. Wie die Nornen bei Wagner die Fäden des Weltgeschehens spinnen, vernetzt Jelinek unerschöpflich Gedankenströme und aktuelle Themen zu einem nicht enden wollenden Wortfluss, der doch immer wieder zum Ausgangspunkt allen Übels zurückkehrt, dem Geld. Man liest sich durch einen Dschungel aus antikapitalistischer Geld- und Warenwertbetrachtung, Finanzmarkt- und Bankenmissständen, die Mordserie der Neonazigruppierung NSU und die scheiternde Erlösung durch den Helden, den Gold und Geld eigentlich nicht interessieren. *Rein Gold* ist zynisch, geprägt von strapaziösen Redundanzen, ein Bezügenetzwerk, in dem Übersteigerungen und bissige Phrasen Achterbahn fahren im Wortkarussell. Der Text verliert nie wirklich den Rückbezug auf die wagnersche Vorlage und Jelinek bindet ihre Textkenntnis gekonnt in Wortspiele ein. Die Worte sprudeln und mehren sich, ähnlich dem Mehrwert, denn: »Für das Geld gilt Empfangnisverhütung nicht.« Unterstellt Jelinek dem Geld, keine Grenzen zu kennen, so tut sie sich selbst schwer, Wotan und Brünhilde in ihren ausufernden Tiraden zu begrenzen. Doch trotz vieler Worte ist es am Ende so, wie die mahnende Stimme sagt: »Alles wird bleiben, wie es ist. Das nennt man hier eine Revolution. Die es hatten, die werden es wieder bekommen. Immer dieselben.«

Katharina Wolters

Elfriede Jelinek: *Rein Gold. Ein Bühnenssay.* Rowohlt, 2013, 19,95 €. E-Buch 16,99 €.



Die neuen Versuche

**Peter Handke setzt seine
Essay-Reihe fort –
auf dem stillen Örtchen
und in den Pilzen**

Wer sich dem umfangreichen Werk von Peter Handke nähern will, kann aus einer Fülle unterschiedlicher Textsorten wählen, die verlagsseitig in ein nur auf den ersten Blick homogenes Buchformat überführt wurden. Zu den empfehlenswerten Einstiegstexten gehört unter anderem die Reihe der als literarische Essays gestalteten *Versuche*, deren Form Handke, zuletzt für sein dramatisches Lebenswerk mit dem Internationalen Ibsen-Preis ausgezeichnet, nun wieder aufgenommen hat. In den frühen 90er-Jahren beschäftigte er sich mit jeweils einem

Gegenstand, dem er sich via *Versuch über die Müdigkeit* (1989), *Versuch über die Jukebox* (1990) und dem *Versuch über den geglückten Tag* (1991) auf gezielten Umwegen näherte. Was lange wie eine nicht erklärte Trilogie aussah, erfährt jetzt in vorerst zwei neuen Bänden eine Fortsetzung und Weiterentwicklung. 2012 erschien der *Versuch über den Stillen Ort* und 2013 ein fast romanstarker Band mit dem Titel *Versuch über den Pilznarren* und dem scheinbar unschuldigen Zusatz *Eine Geschichte für sich*. Beide Bände sollen hier kurz vorgestellt wer-

den, denn sie sind nicht nur exemplarisch für Handkes in den letzten Jahren produktive und beinahe andersheitere Werkphase, sondern auch beide sehr lesenswert.

Katzenwäsche auf dem Uniklo

Tröpfelnde Zipperlein, tote Spinnen an schmutzblinden Scheiben, Schlüpfrißes, Glitschiges, unverdauliche Unappetitlichkeiten. – Das alles fürchtete so mancher versierte Fan und hat den *Versuch über den Stillen Ort* ausgelassen. Philip Roth hätte sie vielleicht erzählt, Handke verzichtet auf Bilder, die uns fliegenreich bis in den Schlaf verfolgen. Gleichwohl geht es um den Raum des ganz konkreten Örtchens, des Erzählers »nun fast schon lebenslanges Umkreisen und Einkreisen des Stillen Orts und der stillen Orte«. Dass der seinerzeit verquer und unbehaust das Haar auf der Toilette seiner Universität gewaschen hat und dabei ertappt wurde, stellt man sich gerne vor. Kühle Selbstironie durchzieht den Text, zu dessen Vorbereitung, so will es die selbstgeschriebene Legende, sogar ein Bildband über die schönsten Klosetts der Welt herangezogen wurde.

Im Grunde ist das Thema aber ernst. Es geht um die Flucht aus sozialer Erschöpfung, auf der ein enger Toilettenraum zur Freistatt wird, in der Entfaltung und Erholung möglich ist (Amos Oz hat seine ersten Schreibversuche auf dem Klo seines Kibbuzes gemacht, weil er dort einen Rückzugsraum fand, der die vermeintliche Unproduktivität verzieht). Es geht auch um den Tod. Zentrale Szene ist die Reminiszenz an eine japanische Tempeltoilette, verquickt mit der Lektüre des ästhetizistischen Essays *Lob des Schattens* von Tanizaki Jun'ichirō, in dem die besondere Atmosphäre eben solcher Anlagen eine Rolle spielt. Nimmt man, von Handkes Ausführungen angeregt, *Lob des Schattens* zur Hand, liest man vom Arrangement mit dem Modernen, Grellen, Praktischen und von der Wehmut nach der Sanftheit der Dinge, die dieser Moderne vorausgegangen sind. Handkes Essay nimmt das auf und endet mit einer Naturbetrachtung, die, alle Endlichkeit harrt immer nah hinter den allzu menschlichen Bedürfnissen, auch einen Friedhof nicht auslässt. Aber noch führt den Erzähler der Weg von dort wieder fort, er findet auf dem stillen Örtchen wie auch am Ort der Letzten Dinge

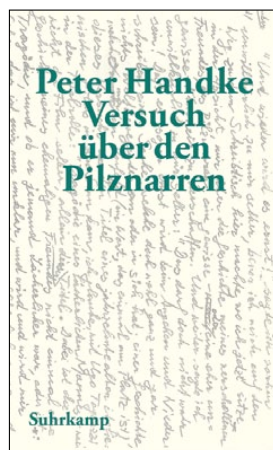
zu seiner Sprache und verlässt nach seinem Besuch beide, um weiterzuschreiben.

Gralssuche mit Doppelgänger

Handke, der sich selbst als »Ortsschriftsteller« bezeichnet hat, erforscht in seinem Werk Räume des Insularen und der Schwelle. Diese anderen Räume von Erkenntnis und Selbst-

»Ob von daher sein späterer Blick für alles Andersfarbige, das Andersrote, das Andersgraue, das Andersgelbe kam?«

Versuch über den Pilznarren



wahrnehmung erreichen seine Erzählfiguren oft genug durch beharrliches Wandern von einem Revier ins andere. Auch der *Versuch über den Pilznarren* erzählt eine solche Reise, die des Protagonisten und seines merkwürdigen Freundes, eines exzentrischen Pilznarren. Der Erzähler berichtet uns von diesem Freund, der durch die Wälder zog, darüber sein Leben vernachlässigte und auf »heimliche Wege« geriet. Einmal auf dieser Spur in die andere Welt, ist der Pilznarr verloren. Er durchstreift neben oder nach einer Karriere als erfolgreicher Anwalt die Wälder seiner Heimat und sammelt Pilze, bis diese Obsession scheinbar zu einem vollständigen Verlust von Identität und Habitus gerät. Während wir dem Pilznarren und seinem Erzähler beim Durchwandern ihrer Leben zusehen, reichert sich die Geschichte mit Zitaten und Anspielungen auf die Texte des Schriftstellers Handke an, die wie Pilze aus einem Substrat sprießen, das die Textoberfläche bildet. Das

erinnert ein wenig an Paul Austers *Travels in the Scriptorium*, auch wenn wir hier nicht ganz so offensichtlich Figuren begegnen, die vergangene Romane und Erzählungen bevölkerten.

Der Pilznarr entwandert dem urbanen Stadtraum in den Wald, auf Lichtungen und Hexenkreise. Ein einziges Mal macht er den ganz großen Fund, findet ein flüchtiges »Pilzland«, das erst durch langes Herumwandern aufgefunden werden kann. Die Rückkehr aus dieser Anderswelt gestaltet sich schwierig. Gleichwohl gelingt sie, Narr und Erzähler (wobei die beiden eigentlich untrennbar sind) treffen sich in einer frühwinterlichen Landschaft und sie machen sich (nach Pilzverirrung, Werkschau und Verschollengehen) auf zu einem langen Spaziergang »über die Dörfer«. Dort wird noch ein letztes Mal dem Narrentum gefrönt, um, hier ist sich der Text seines komischen Elements bewusst, letztlich auch ohne heiligen Lebensgral in einem Gasthaus namens »L'Auberge dü Saint Graal« einzukehren. Es gibt – natürlich – ein Pilzgericht.

Was nun lesen? Die Machart von Handkes Essays oder Erzählungen »für sich« demonstriert der *Versuch über den Stillen Ort*. Er ist eine würdige und selbstironische Fortsetzung der *Versuche*, verdient es, furchtlos und neugierig gelesen zu werden. Der *Versuch über den Pilznarren* ist mehr als nur die Variation über ein Thema. In ihm reist, wer es nachvollziehen mag, durch Handkeland, begleitet den Wanderer auf eben jenen heimlichen Wegen und hat umso mehr davon, je länger er das in Form vergangener Lektüren bereits getan hat. Testamentarisch ist der neue *Versuch*, dabei kein Monument, vielleicht einer der schönsten Texte, die Handke bis jetzt geschrieben hat.

Britta Peters

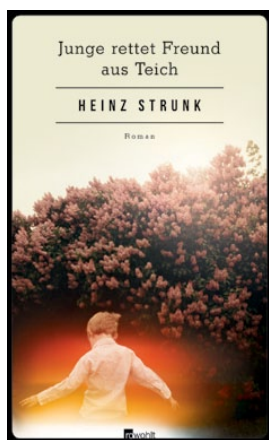
Peter Handke: *Versuch über den Stillen Ort*. Suhrkamp 2012. 17,95 €, E-Buch 15,99 €.

Versuch über den Pilznarren. Eine Geschichte für sich. Suhrkamp 2013. 18,95 €, E-Buch 15,99 €.

Junge rettet Freund aus Teich

Coming of Age mit Königsberger Klopsen – Kindheitserinnerungen von Heinz Strunk

Bisher war er eigentlich kein wirkliches Kind von Traurigkeit. Gemeinsam mit den beiden Blödianen vom Dienst – Rocko Schamoni und Jacques Palminger – hat Heinz Strunk nicht nur etliche Telefonstreiche verzapft, sondern es auch mit der Band *Fraktus* auf die Bühnen und Leinwände der Republik geschafft. Dort landete verfilmt übrigens auch sein Debütroman *Fleisch ist mein Gemüse* («eine Landjugend mit Musik»), der ihn 2004 von seinem jahrelangen Geheimtipp-Status befreite und zum Liebling der Feuilletons und Popkultur avancieren ließ. Schon damals spielte der Plot in Harburg – »Harburg, nicht Hamburg« – und dorthin verschlägt es auch den Protagonisten seines neuen Romans *Junge rettet Freund aus Teich* (den Titel hat Strunk einer Zeitungsschlagzeile entnommen, die auf ihn eine gewisse Magie ausstrahlte). Die Hauptfigur ist Mathias Halfpape (so heißt Strunk bürgerlich), der in drei Kapiteln und auch in drei zeitlichen Perspektiven (mit sechs, zehn und vierzehn Jahren) über seine Kindheit und Pubertät erzählt. Dazu gehört Mut. Denn das hier geschilderte Heranwachsen scheint nicht nur von Strunks eigener Erlebniswelt gefärbt zu sein, sondern ist auch ein schonungsloser Rückblick auf das, was häufig als beste und aufregendste Zeit des Lebens positiv konnotiert ist. Relativ schnell wird klar: Es ist der wohl persönlichste und auch der erste Roman von Strunk, bei dessen Lektüre man keine Tränen lacht – sondern eher vergießen muss. Das liegt vor allem an der familiären Situation, die sich immer mehr in Konflikten zuspitzt. Die depressive Mutter und das Schicksal der Großeltern sind es am Ende, die vor allem die Gymnasialzeit von Mathias nachhaltig prägen, welche ihm immer mehr wie eine Vertreibung aus dem ursprünglichen Paradies erscheint, das sich dem aufmerksamen Leser im ersten Teil jedoch schon als leicht brüchig präsentiert. Stilistisch betrachtet hat das eventuell darin seine Ursache, dass Strunk eines seiner bevorzugtesten Stilmittel nur noch limitiert einsetzen kann: die Ironie. Logisch, vor al-



lem ein Sechsjähriger – und genau aus dieser Perspektive schreibt Strunk im ersten Teil ja schließlich – hat diesen distanzierten Blick noch nicht für sich verinnerlicht. Wem das zu wenig nach dem typischen Strunk-Gags klingt, dürfte hier tatsächlich enttäuscht werden und sollte lieber wieder beherzt zu seiner *Fleckenteufel*-Lektüre greifen. Strunk hat den kindlichen Blick perfekt internalisiert. Das äußert sich literarisch bis ins kleinste Detail. Die Naivität der kindlichen Perspektive ist aber auch an Momente gekoppelt, in denen man merkt, inwiefern diese doch Sachverhalte so viel adäquater erfassen kann, als es die Erwachsenenwelt je könnte: »Norbert hat noch vielleicht Stubenarrest wegen Thorsten. Als Erste kommt Sabine. Sabine ist adoptiert worden, alle wissen das, nur Sabine selbst nicht. Ich finde, es ist egal, ob jemand adoptiert ist oder nicht. Dann kommen auch Uwe und Wolfgang Thorwardt.« Es sind diese kurzen, charmanten Einfügungen, die im teilweise schon protokollhaft dargestellten Geschehensverlauf (über den Speiseplan der Familie Halfpape wird man jederzeit bestens informiert: es gibt oft Königsberger Klopse) aufblitzen und paradoxerweise gerade in ihrer Unschuld tiefenpsychologisches Gespür aufweisen: »Dieses Jahr waren wir in Südtirol, weil Mutter lieber in die Berge fährt als ans Meer. Am Meer herrscht keine Abwechslung, sagt sie. Ich glaube aber, dass Mutter nur deshalb nicht gern ans Meer fährt, weil vor zwei Jahren Tante Giselas Zwillinge Marina und Heike im Pril ertrunken sind, die damals in meinem Alter waren.« Immer deutlicher offenbart sich das kindliche Erzählen auch als eine Art von Entschleierung der Verhältnisse. *Junge rettet Freund aus Teich* ist aber kein absoluter Paradigmenwechsel von Strunk geworden. Es lassen sich viele Passagen entdecken, die die Lachmuskeln trainieren. Die Szene, in der Mathias abrupt seine Mathe-

Hausaufgaben abbricht, könnte dazugehören: »Ich halte es kaum noch aus, presse meinen Unterleib an meinen Schreibtisch. Was soll das überhaupt bedeuten, Kurvendiskussion! Was gibt's da zu diskutieren, die sind doch alle schwachsinnig geworden! Manchmal mache ich Geräusche wie ein Frosch, quak, quak, quak, quak, quak, ich weiß auch nicht, warum. Dann wieder bäuchlings auf die Matratze. »Petra«, »Sabine«, »Maria«. Ich küsse das Kissen, das Gesicht von Maria, meine Hände umklammern die Matratze. Diesmal geht die Ladung direkt ins Bettzeug, egal, kommt eh kaum noch was« (an dieser Stelle sei angemerkt: eine Hörbuchfassung gibt es ebenfalls).

Mindestens genauso amüsant sind diverse Beschreibungen von Mathias' Klassenkameraden. Die von Peter Dankwart etwa, präsent »auf seinem Bonanzrad mit Hirschgeweihlenker und Bananensattel.«

Aber selbst Passagen mit Ekelfaktor und hohem Albernheitsgrad schaffen es dieses Mal nicht, die melancholische Grundstimmung zu verdrängen. Das ist in Strunks bisheriger Werkschau eindeutig eine Premiere, auch wenn *Fleisch ist mein Gemüse* bereits bittere Sequenzen enthielt (die Mutter ist übrigens auch in dieser Erzählung oft allein mit einer Querflöte in ihrem Zimmer). Die Reihe einer tristen Dorfjugend dürfte hiermit wohl nun komplettiert sein. Strunk beweist eindrucksvoll, dass er über einen Schreibstil verfügt, der mehr will und vor allem mehr kann, als nur Ulkiges zu produzieren. Dem Gag-Imperativ hat er sich glanzvoll entzogen. Vielleicht lässt uns dieser Roman Strunk generell in einem anderen Licht erscheinen. Es ist gar nicht so abwegig, dass er im Grunde schon immer eher ein trauriger Clown war.

Philipp Kressmann

Heinz Strunk: *Junge rettet Freund aus Teich*. Rowohlt, 2013, 19,95 €. E-Buch 16, 99 €.

Spaß, Schrecken, Chancen

Mohsin Hamid: *So wirst du stinkreich im boomenden Asien*

Der Bücherherbst 2013 brachte die Renaissance eines großen Themas: Wie geht das Leben, wie schreibt man es auf, wie erinnert man es, wie erfindet man andere oder sich selbst? Reiche Funde gab es bei der diaristischen Gattung (Imre Kertész: *Letzte Einkehr*; Paul Auster: *Winterjournal*; Susan Sontag: *Ich schreibe, um herauszufinden, was ich denke*), für die dem eigenen Leben abgelauschten Fiktionen erhielt Alice Munro (*Wozu wollen Sie das wissen/Liebes Leben*) den Nobelpreis, aber mindestens ebenso interessant kommt die karg-experimentelle Liebeserzählung von Per Olov Enquist (*Das Buch der Gleichnisse*) daher – nur Terézia Moras *Das Ungeheuer* hätte Kürzungen vertragen. Und sage noch einer, der Bildungsroman, Muster der fingierten Biografie seit dem 18. Jahrhundert, sei tot. Wer es abgründig mag und den Existenzialdiskurs nicht scheut, aber mit kunstvollen Bildreihen eines Roadmovies und obendrein mit einem gelingenden Schluss verwöhnt werden will, dem wird man etwa Mirko Bonnés *Nie mehr Nacht* empfehlen können.

Der andere Fall solch biografischen Schreibens ist die ironische Variante. Was ist das für ein Buch im trashig-fröhlichen Umschlag? Reich werden, so verspricht es – läuft das jetzt auch unter Kunst? Du ziehst vorsichtig die Plastikfolie ab und siehst eben keine Typografie mit Zusammenfassungskästchen oder Marginalienspalte, Definitionen oder gar noch Literaturhinweisen, sondern offenbar einen durchgezählten Text mit Kapiteln. Diese heißen zum Beispiel »Verschaff Dir Bildung«, »Meide Idealisten«, »Arbeite für Dich selbst«, »Scheue nicht vor Gewalt zurück«, und gegen Ende: »Konzentrier dich aufs Wesentliche«. Und nicht nur liegt der Hochglanzumschlag schmeichlerisch in der Hand, obendrein riechen die schwarzen Kringel auf zerstampftem Holz (so heißt es dort einmal über die Gutenberg-Galaxis) ganz intensiv nach rotem Bordeaux und Pinienwald. Jedenfalls merkst Du noch im Laden, dass das Buch sofort den Stil der Ratgeberhandbücher aufnimmt und im Jargon all jener Trainer und Berater, die ihre Dämlichkeiten auf dem Markt der Fortbildungs-

kurse anbieten und uns Wohlverhaltensregeln soufflieren, auf Dich einplappert. Was hält Dich nun beim Lesen? Will der Autor Dir wirklich eine Erfolgsstory zum Imitieren anbieten? Du siehst dann rasch, dass noch jemand anderes angesprochen wird, nämlich die Hauptfigur dieses Romans ohne Namen: ein asiatischer Dorfjunge, gelbsüchtig und in ärmlichsten Verhältnissen aufwachsend. Dem Jungen wird verheißen: »dieses Buch wird dir eine Wahl bieten.« Derart angezogen, kaufst Du das Buch. Du wirst es noch heute abend lesen, auf einen Sitz, das Handy abgeschaltet, mit einem ausgewählten Getränk.

Der Held (ist es einer? ich Leser brauche doch für ihn einen Namen – und nenne ihn irgendwann HCE: ›here comes everybody‹), der Held also wird schnell erwachsen, kommt in einer riesigen Millionenstadt zu erstem Geld und steigt ins Tafelwassergeschäft ein. Dieses boomt, weil die Kanalisation vor sich hin rottet und das Leitungswasser nichts als Cholera und neuen Durst erzeugt; er nimmt dorthier Wasser, kocht es ein wenig ab, schickt Kohlensäure rein, nimmt recycelte Flaschen und wird damit reich. Schon mal muss er auch einen Konkurrenten umbringen, boxt sich ganz nach oben und bleibt Jahrzehnte dort. Wird alt, sein jüngerer Kompagnon trickst ihn aus, er fällt – und es gilt, im hohen Alter fast wieder in prekären Verhältnissen angelangt, einen stilvollen Abschied zu nehmen. Da trifft er eine alte Bekannte, Freundin, Geliebte: das ›hübsche Mädchen‹ (auch klugerweise ohne Namen), das er in jungen Jahren kennen und lieben gelernt, aber eher selten mal getroffen hat. Der Erfolg erscheint dann als Drohung – ein sehr kommodos Leben in dauernder Grenzüberschreitung, das aber irgendwie leer bleibt und in dem der Held zu Gefühlen und Intimität erst findet, als sein Berufswettbewerb vorbei ist.

Was für ein Buch: Das globale Karrieretheater kommt im Kammerton, ganz lakonisch,

schnoddrig und ironiebegabt. Respekt vor großen Themen lässt der Autor nicht erkennen. Auch weiß er, dass sein Gelingen und das des Textes vom Leser abhängig ist, wenn freimütig bekannt wird, dass ein solches Buch ein »kokreatives Projekt« und letztlich Opfer der Interessen des Lesers ist – insofern dieser

genauso eigennützig für sich arbeite wie der Romanheld. Kein Zweifel, dass Hamid als ehemaliger Literaturstudent in Princeton die nötigen Werkzeuge postmoderner Ironie, Theorie und Praxis der Erzählbilder besitzt, als Remigrant nach Pakistan sie aber auch mit Wirtschafts- und globalen Fragen kundig verbindet.

Und diese Probleme werden gerade durch



das kühle Styling nicht dominiert, sondern präzisiert. Man entschuldigt dann, dass die Konzeption nicht ganz fehlerfrei ist – das Modelldasein der ›hübschen Frau‹ muss, von jetzt zurückgerechnet, in einer Zeit stattgefunden haben, als es noch keine Models gab, jedenfalls nicht in Asien. Und dessen Boom würde auch nicht den realpolitischen Sachstand der 1950er, 60er oder 70er Jahre wiedergeben (denn dort hätte der Held seinen Aufstieg genommen). Solche und kleinere Unstimmigkeiten sind aber im Modus der Satire hinnehmbar. Dies auch umso leichter, wenn man sich auf die Magie des erzählerischen Präsens einlässt, das ein mögliches Leben erzählt – wie es der Leser vergnügt, aber auch erschrocken über die eigene, formbedingte Sympathie mit dem Helden lesen mag.

Ralph Köhnen

Mohsin Hamid: *So wirst du stinkreich im boomenden Asien*. Roman. DuMont, 2013, 18,99 €. E-Buch 14,99 €.

Der Tag, an dem der Wahnsinn kam

In Jonas Lüschers *Frühling der Barbaren* machen junge Anzugträger mit Küchenmessern bewaffnet Jagd auf Kamele

Kameljagd mit Küchenmessern? Das ist eine Szene aus Jonas Lüschers Debüt *Frühling der Barbaren*. Denn junge englische Finanzmoleküle entwickeln sich zu wilden Kreaturen, zu Menschen der dunklen Vorzeit, nachdem England den Staatsbankrott verkündet.

Am einen Tag noch feiern die Banker die Hochzeit eines ihrer Kollegen in einem tunesischen Ferienresort. Doch schon am nächsten sind sie arbeitslos, überschuldet und auf dem heißen Kontinent gestrandet. Schnell platzt der dünne Putz aus Zivilisation von den reichen Jünglingen, die schon so viel erreicht haben und es folgen Vandalismus, Brandstiftung, Unzucht und sogar Mord. Mittendrin steckt der unbedarfte Schweizer Wohlstandserbe Preisung, der eher zufällig Zeuge wird, als die ehemaligen Bankmanager den Ferienort in ein Krisengebiet verwandeln.

Der tiefe Fall der Spekulanten

Preisung befindet sich in einer Nervenheilanstalt, als er diese Geschichte rückblickend seinem Freund erzählt, der ebenfalls Gast des Sanatoriums ist und aus dessen Perspektive wir Preisings Geschichte lauschen. Ob Preisung dort in Folge seiner Erlebnisse in Tunesien gelandet ist bleibt offen, aber denkbar wäre es gut, so verrückt wie der Stoff des Buches stellenweise ist.

Finanzspekulanten kommen in diesem Werk nicht gut weg und erleben einen tiefen Fall. Jonas Lüscher stößt den Leser auf die Frage nach dem Wert des Geldes. Man sieht viele menschliche Schwächen, die man wohl unter feinem Zwirn verbergen kann, aber niemals abzulegen vermag und die nur allzu schnell an die Oberfläche drängen, sobald die vertraute Welt ins Wanken gerät. Diese menschlichen Schwächen, die vom Geld hervorgerufen werden, gestalten sich jedoch als derart überspitzt und radikal, dass man einen Vergleich zu anderen kapitalismuskritischen Werken wie Bret Easton Ellis' *American Psycho* erkennt. Nur, dass es hier natürlich um eine genau umgekehrte Version des Wahnsinns von *American Psycho* geht. Während in Bret Easton Ellis' Werk der Protagonist

wahnsinnig wird, weil er sein Leben voller Reichtum und Geprotze nicht ertragen kann, werden die Banker in *Frühling der Barbaren* eben durch den Verlust des Reichtums und ihr leeres Gerede in den Wahnsinn getrieben. Dies zeichnet ein Bild von materieller Abhängigkeit. Diese Abhängigkeit wird zum Ziel von Lüschers Satire.

Was man als verwundernd empfinden könnte, ist, dass der eigentliche Kern, der Rückfall in die Barbarei unter jenen reichen Finanzspekulanten, erst sehr spät in der Novelle thematisiert wird. Letztlich macht das Brandschatzen und Plündern, das die Banker im Ferienort begehen, nur ein Viertel des 125 Seiten zählenden und damit gemächlich zu lesenden Werkes aus. Man empfindet dies allerdings nicht als ärgerlich, denn Lüscher versteht es auch schon vor dem Höhepunkt des Buches, den Leser mit spannenden Geschichten aus dem Leben eigentlich nebensächlicher Personen, wie dem Bademeister des Ferienortes, der in einem früheren Leben Olympia-Schwimmer war, zu fesseln. Auch die Reise Preisings durch Tunesien zu begleiten und die abenteuerlichen Situationen in

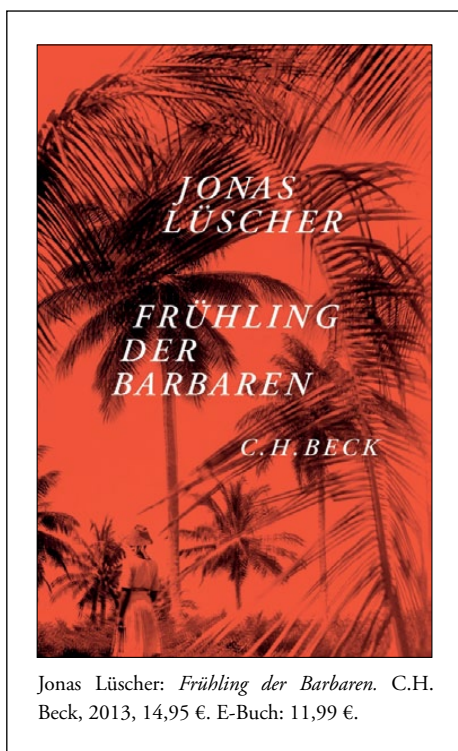
die er dabei gerät, bereiten beim Lesen viel Spaß. Denn der reisende Fabrikerbe Preisung ist ein erfrischender Charakter, der all die Ereignisse, die jedem anderen wohl ungemaine Verblüffung entlockt hätten, mit einer analytischen Art aufnimmt und wiedergibt, die uns ermöglicht nicht nur die Ereignisse, sondern auch die Menschen dahinter zu sehen.

Lesenswerte Zivilisations satire

Dabei macht der nüchterne Ton, in dem Preisung uns von diesen Geschehnissen berichtet, das Buch sehr kurzweilig. So berichtet er von einem ehemaligen Geschäftspartner, von dessen Töchtern er gerade bewirtet wurde, als diesem bei einer Explosion in seiner Fabrik der Kopf vom Körper gerissen wurde. Preisung erzählt, dass er Trauerrufe und Geheul unter den Töchtern erwartete und stattdessen wortlos mit seinem angebissenen Gebäck auf die Straße gestellt wurde. Diese und viele weitere Episoden werden, trotz ihrer eigentlichen Explosivität, so nüchtern und kurz dargestellt, dass es einem ein Schmunzeln entlockt und man gar nicht ungeduldig wird, bis es am Tag nach der Hochzeit, in die Preisung hineingerät, zum Crescendo menschlicher Primitivität kommt.

Ein überaus lesenswertes Buch, in dem Jonas Lüscher gewitzt und spannend aktuelle Reizthemen der Gesellschaft illustriert. Was ist eigentlich der Wert des Geldes? Ist es klug, sein Leben danach auszurichten? Und was bleibt eigentlich, was ist man überhaupt noch, wenn das Geld auf einmal nichts mehr wert ist?

Jan Rehker



Jonas Lüscher: *Frühling der Barbaren*. C.H. Beck, 2013, 14,95 €. E-Buch: 11,99 €.

Alles von Bord und auf nach Andalusien

Die Probleme reisen mit, das zeigt Eugen Ruges Roman *Cabo de Gata* auf tiefsinnig-humorvolle Art

Hühnergötter sammelt der Mann am verlassenen Strand, in der Pension der alten Witwe isst er eine nach Vanille duftende Orange – dann trifft er nachts auf die rotgetigerte Katze, die ihn plötzlich an jemanden erinnert. Auf der Suche ist der Protagonist in Eugen Ruges neuem Roman *Cabo de Gata*. Wonach? Das ist unwichtig. Der Mann ist sehr einsam. Er ist Anfang vierzig und lebt nach der Wende in Berlin. Von seiner langjährigen Freundin ist er getrennt, unzufrieden mit seinem Job, muss bei jedem Kaffee nachrechnen, ob er ihn sich leisten kann. So geht's nicht weiter. Von jetzt auf gleich beschließt er, mit seinem bisherigen Leben Schluss zu machen und fortzugehen.

Anders als in den Romanen *Nachtzug nach Lissabon* von Pascal Mercier oder *Lenz* von Peter Schneider steigt der Protagonist hier planlos in einen Zug. Er ist auch keinem geheimnisvollen Autor auf der Spur und hat keine politischen Absichten. Doch auch in Ruges Roman geht es um den Versuch – um die Sehnsucht –, mit dem Fortgang Richtung Süden etwas Neues zu beginnen. So landet der Protagonist nach einem Zwischenstopp in Barcelona zufällig in Andalusien, in dem kleinen Fischerdorf Cabo de Gata. Und obwohl es hier auf den ersten Blick gar nicht zum Verweilen einlädt, bleibt er. Kalt und einsam ist es im Januar an diesem Ort. Und doch scheint da noch mehr zu sein.

Es sind die Beschreibungen mit klitzekleinen Details, die den Roman so lesenswert machen. Der Leser spürt den salzigen Wind des Meeres und sieht die tief orange gefärbten Sonnenuntergänge. Man genießt die Tage gemeinsam mit dem Erzähler, ist stets an seiner Seite und lernt den tiefsinnigen Gefährten immer besser verstehen. »Die Sonne glimmt auf über dem schwarzen Gebirge, erstrahlt, breitet sich aus, schickt ihre lebenspendende Wärme in die Welt, und es scheint mir, dem Ungläubigen, angesichts dieser Sonne plötzlich ganz und gar abwegig, ja geradezu verrückt, an der Existenz Gottes zu zweifeln.« Überhaupt sucht der Protagonist überall nach Zeichen. Warum? Nicht so wichtig. Irgendetwas bewegt ihn, irgendetwas belastet ihn. Trotzdem nimmt er alles hin, wie es ist.

Da ist sein großer Traum, selbst ein Buch zu schreiben. Doch er bemüht sich nicht wirklich, stattdessen scheint er sich unterbewusst bereits mit seinem Scheitern abgefunden zu haben. Nachdem er etwas geschrieben hat, reißt er die Notizen aus seinem Heft wieder heraus, bis keine Seite mehr übrig und das Ringbuch leer ist. Einem Mann aus dem Fischerdorf versucht er zu erklären, was er in sein Notizheft schreibt. »Da ich das spanische Wort für Tagebuch nicht kenne, sage ich, dass ich aufschreibe, was ich jeden Tag tue.« Die Antwort des Spaniers: »Aber du tust doch nichts.«

Irgendwie stimmt das zwar, denn der Wille ist zu schwach, manchmal scheint er fast betäubt von der Welt. Aber tatsächlich nimmt der Ich-Erzähler immer wieder mit sehr wachen Augen seine Mitmenschen und die Umwelt wahr: die Kellnerin mit dem viel zu dicken Hintern, den Barmann, der nie zurückgrüßt, die Flamingos, die er bei seinen Spaziergängen beobachtet. Trotz der Einsamkeit des Protagonisten ist kaum Melancholie zu spüren. Denn der Trübsinn ist immer

auch mit Witz versetzt. Die ausweglose Lage und der versagende Protagonist werden mehr und mehr zur Satire. »Nach dem Kaffee werfe ich eine Münze in den Billardtisch und spiele eine Runde Billard gegen mich selbst: die Vollen gegen die Halben, wobei ich, egal wie es ausgeht, immer das Gefühl habe zu verlieren.«

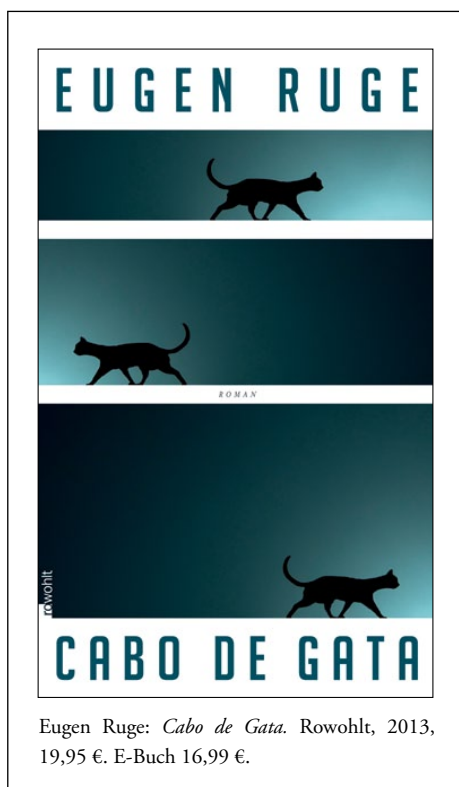
Abends Rotwein und Käse mit Olivenöl. Ab und zu trifft er auf andere Reisende. Dann ist er wieder allein. Dann sieht er die Katze. »Sie folgte mir immer im gleichen Abstand, zwei, drei Meter vielleicht. Wenn ich stehen blieb, blieb sie stehen. Ging ich auf sie zu, wich sie zurück. Ging ich aber weiter, dann folgte sie mir erneut.« Mit der Zeit baut er eine Beziehung zu ihr auf – oder glaubt es zumindest.

Cabo de Gata ist Eugen Ruges zweiter Roman. Das Debüt feierte er im Jahr 2009 mit *In Zeiten des abnehmenden Lichts*, wofür er mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet wurde. Er erzählt darin die Geschichte seiner Familie ab dem Jahr 1950. Eugen Ruge wurde 1954 in Soswa geboren und wuchs in der DDR auf.

Auch *Cabo de Gata* soll eine Erinnerung sein: Sie ist ein einziges, großes Andenken des Protagonisten. Der besondere Schreibstil, das wiederkehrende »Ich erinnere mich...« wirkt am Anfang noch etwas störend. Man denkt, die Floskel müsse gleich aufhören. Doch das tut sie nicht. Konsequenter zieht sich das »Ich erinnere mich« durch das gesamte Buch – bis man sie schließlich kaum noch wahrnimmt.

So wie das Unvermögen des Ich-Erzählers mehr und mehr zur Angewohnheit wird. Der Roman beschreibt den Versuch eines Ausbruchs, der vordergründig zwar scheitert. Aber die Reise war nicht vergeblich. Neu erfahren und erlebt und auf das Fremde eingelassen hat sich die Figur. Nur so kann der Mann neue Erkenntnisse gewinnen, nur so kann er schließlich weiterleben.

Lene Lemmer



Eugen Ruge: *Cabo de Gata*. Rowohlt, 2013, 19,95 €. E-Buch 16,99 €.

Alle gegen Osborne

Joey Goebel erzählt von einem High-School-Schüler wider Willen

Joey Goebel erzählt in seinem Roman *Ich gegen Osborne* die Geschichte des jungen James Weinbach. Der beschließt verzweifelt, asexuell zu werden. Oder vielleicht lieber doch nicht. Eins ist aber auf jeden Fall klar: So wie es ist, kann es nicht weitergehen. Seine beste Freundin Chloe interessiert sich über die Freundschaft hinaus kein bisschen für ihn. James ahnt das zwar, will sie aber trotzdem endlich um eine Verabredung bitten. Mit diesem Vorsatz fährt er am Morgen nach dem Spring Break an der Osborne-High-School vor. Doch Chloe hat neue Schuhe. Damit beginnt James' ultimativer und lebensverändernder Dilemma-Tag. Joey Goebel lässt den Leser einen gemeinsamen Tag mit James Weinbach an der Osborne-High durchmachen. Bis man die irgendwann genauso sehr hasst wie der Protagonist, dem man auf Schritt und Tritt folgt.

Statt durch Kapitelunterteilungen gliedert sich der Roman chronologisch in die jeweiligen Unterrichtsstunden des Tages, sowie in Abschnitte, die vor und nach dem Unterricht stattfinden.

Es ist eine Zeitreise, die zurück in die eigene Schulzeit führt und dabei gleichzeitig jedes amerikanische High-School-Klischee, das aus Romanen und Kitsch-Filmen bekannt ist, bedient.

Der Protagonist selbst ist natürlich der Außenseiter. Von fast allen gehasst oder schlimmer noch: ignoriert. Seine beste Freundin Chloe gehört eigentlich auch zu dieser Randgruppe von Verstoßenen. Doch der Spring Break hat sie verändert. Die neuen Schuhe: »Es waren Nikes, aber keine Retro-Nikes. Diese hier waren neumodisch und strahlend weiß, und sie ließen Chloes Füße groß aussehen.« Das Problem, das James mit diesen neuen Tretern hat, ist natürlich nicht das Schuhwerk selbst: »Fürchterlich viele Mädchen auf Osborne trugen solche Schuhe.«

Anpassung ist nicht gerade die größte Stärke von James. Er trägt jeden Tag den Anzug seines vor kurzem verstorbenen Vaters und besinnt sich im Umgang mit allen anderen Menschen auf absolute Höflichkeit. Eine Tugend, die bei seinen Mitschülern und Lehrern eher auf Verwirrung stößt, als auf Zu-

spruch. Aber James hebt sich gerne ab und ist stolz darauf. Nichtsdestotrotz hasst er seine Mitschüler, hasst ihre Uniformität und ihre Konventionen. Hasst den Spring Break, hasst die Tischaufteilung in der Pause, hasst den Abschlussball. Er bekommt eine Abfuhr von Chloe und beschließt, asexuell zu werden. Klappt aber nicht. Als James dann im weiteren Verlauf des Tages Gerüchte vernimmt, seine Chloe habe sich während des Spring Break dem High-School-Ober-Machoschamlos hingegeben, verliert er die Contenance. Und als sich wenig später – bedingt durch einige glückliche Umstände – die Gelegenheit bietet, erpresst James den Schulleiter. Dieser sagt daraufhin ab, worauf sich seine Schüler seit Jahren freuen: Den Abschlussball. Soweit ist all das, was Joey Goebel erzählt nichts weiter, als die lapidare Geschichte eines High-School-Außenseiters. Von einem,

der einfach anders ist und keinen Anschluss findet. Das Besondere daran ist aber die Tiefe dieser Figur. Goebel lässt James lebendig werden, während ausnahmslos alle anderen Figuren nur ein schaler Umriss in einer standardisierten High-School-Welt sind. James hingegen hat alles, was die anderen nicht haben: Eine Geschichte, die echte Leiden hervorruft. Interessen, die altersuntypisch sind. Außerdem Moral, Tugend und Anstand.

Selbstverständlich wirkt James somit absolut deplatziert auf der Osborne-High. Aber er erzählt seine Geschichte absolut glaubwürdig. So krude manche seiner Handlungen und die Reaktionen seiner Mitmenschen darauf auch sein mögen: Man nimmt es ihm ab. Denn James ist authentisch – so abgenugelt das auch klingen mag. Im Vergleich zu ihm sind alle anderen nur Abziehbilder.

Mit der Absage des Abschlussballs führt James genau das vor: Die Eindimensionalität seiner Mitschüler: »Sie waren so außer sich, dass es nach dem Klingeln eine Weile dauerte, ehe sie aufstanden und gingen. Die ganze Zeit lächelte ich, wie ich seit Kindertagen nicht mehr gelächelt hatte.« Trotz der Ge-

nugtuung, die ihm das für einige Zeit verschafft, ist James vor allem eins: Psychisch instabil und sozial inkompatibel: »Doch sie alle sahen so glücklich aus. Sie alle saßen nicht allein in ihrem Auto. Gemeinsam nickten sie rhythmisch mit ihren Köpfen. (...) Sie berührten einander, weil es für sie ganz natürlich war. Ich war krank, und sie waren

gesund. Ich hatte es die ganze Zeit gewusst.« Ob man James mag, ihn bemitleidet, oder ob man ihn verachtet: Man darf nicht müde werden, sich immer wieder anzuhören, welch schwere Zeit er gerade durchmacht. Es bedarf außerdem einer gewissen Zuneigung zu Klischees, um dieses Buch genießen zu können. Schubladdenken ist hier in weiten Teilen absolut notwendig und

angebracht. Denn die Momente, in denen die Mitschüler ein wenig Farbe bekommen und aus ihrem Abziehbilder-Dasein hervortreten, sind rar. Nur James sticht heraus: Optisch durch seine Farblosigkeit. Und als Einziger, der nicht diese neuen Schuhe trägt. *Ich gegen Osborne* ist einer dieser Romane, die man an einem sonnigen Tag im Garten an einem Stück komplett lesen kann. Danach bleibt die Bekanntschaft mit James, einem ungewöhnlichen jungen Amerikaner, und die Gewissheit, dass alles, was man eh schon über die High-Schools dachte, unbedingt stimmt.

Sina Langner

Joey Goebel: *Ich gegen Osborne*. Diogenes, 2013, 22,90 €. E-Buch 20,99 €.



Dämmerlicht im Treppenaufgang

Claraboia – Ein Roman aus dem Nachlass des Literaturnobelpreisträgers José Saramago

Viele portugiesische Schriftsteller vermachten der Nachwelt literarische Schätze. Besonderes Aufsehen erregte der Fall von Fernando Pessoa: Dieser genoss in seinem Heimatland zwar zeitlebens einige Bedeutung als Lyriker. Weltruhm erlangte er aber erst mit den in einer Truhe verschlossenen Prosa-Reflexionen, die 1982 – mehr als vierzig Jahre nach Pessos Tod – als *Buch der Unruhe* veröffentlicht wurden. Sechs Jahre später folgte ein weiterer aufregender literarischer Fund: In einem Archiv stieß man auf *Claraboia*, einen verschollen geglaubten Roman von José Saramago. 35 Jahre zuvor, 1953, hatte der mittlerweile weltberühmte Schriftsteller Portugals das Manuskript bei einem Lissabonner Verlags- haus eingereicht. Nicht einmal eine Absage hatte er erhalten – eine Kränkung, die der Autor der *Stadt der Blinden* nie ganz überwand. Er verfügte, der Roman solle erst nach seinem Tod erscheinen. 2010 starb der Literaturnobelpreisträger, nun liegt *Claraboia* in deutscher Übersetzung vor.

Das einfache Leben in Lissabon

»In allen Seelen wie in allen Häusern, // ist etwas hinter der Fassade verborgen«. Dieses Zitat Raul Brandãos, literarischer Chronist der armen Fischer und Bauern Nordportugals im frühen 20. Jahrhundert, hat José Saramago seinem Frühwerk programmatisch vorangestellt. In *Claraboia* wirft er einen Blick hinter die Türen eines Mietshauses, auf das Leben der einfachen Leute im Lissabon nach dem Zweiten Weltkrieg. Was uns dabei begegnet, ist wenig erbaulich. Da ist die gescheiterte portugiesisch-spanische Ehe, eine junge Frau, die nach der Lektüre von Diderots »Nonne« ihre Schwester begehrt oder der 26-jährige Untermieter, der in der Lissabonner Halbwelt seit Jahren »Erfahrungen wie Briefmarken sammelt«, aber seinem Leben keinen Sinn geben kann. Manchmal ist das, was dort geschildert wird, so furchtbar, dass man nicht weiterlesen möchte, zumal Saramago den Innenansichten jeder Figur, mögen sie noch so anwidern, ihren Raum gibt. Die Szene, in der der Schriftsetzer Caetano in ekelrergerender Begierde

seine verhasste Frau Justina nachts im Bett »überfällt« und diese sich ihrem verabscheuten Ehemann auch noch hingibt, enthält so viel abgründigen Voyeurismus, dass der Roman in der faschistischen Salazar-Diktatur der 50er Jahre zweifellos moralische Tabus gebrochen hätte.

Saramagos beeindruckende Sprache

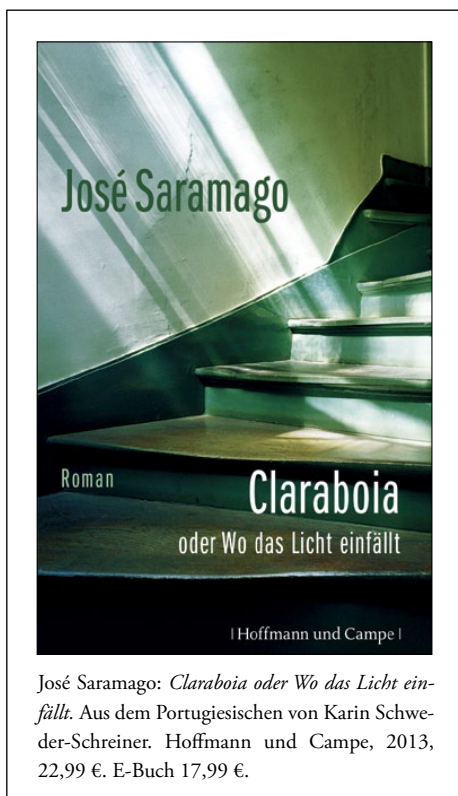
Mal experimentell, mal beängstigend realistisch ist die Erzählweise. Den typischen Saramago-Stil mit schlangenartigen Sätzen, in denen sich Personenrede und Erzählerkommentar meisterhaft vermischen, sucht man aber noch vergeblich. Ebenso fehlen die allegorische Sterilität der Moderne-Parabel *Die Stadt der Blinden* oder die historisch-literarische Verwobenheit, die etwa den Roman *Das Todesjahr des Ricardo Reis*, eine Hommage an Fernando Pessoa, auszeichnet. *Claraboia* ist bodenständiger. Der Roman zeichnet ein ungeschöntes Bild gesellschaftlicher Missstände und menschlicher Abgründe, entbehrt bei dieser ernsten Arbeit aber

keinesfalls einer feinen Ironie. Leichtfüßig kommentiert der Erzähler die »felseneften Überzeugungen« einer Figur »hinsichtlich des Daseins des Menschen im Allgemeinen und des Büroangestellten im Besonderen«. Meist sucht Saramagos Sprache aber in mitunter beeindruckender Schlichtheit Zugang zur Bitterkeit der Figuren, über die wir etwa erfahren: »Vater und Sohn liebten sich nicht, weder sehr noch wenig – sie sahen sich lediglich jeden Tag.«

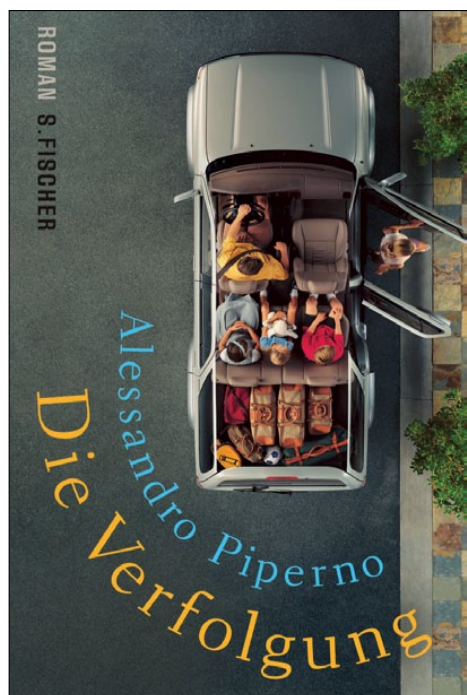
Gebrochenes Licht durchs Dachfenster

»Claraboia« bezeichnet im Portugiesischen ein lichtspendendes Dachfenster. Der Verlag und die Übersetzerin Karin Schweder-Schreiner haben dem Titel daher zum besseren Verständnis den Beinamen »Wo das Licht einfällt« angefügt. Nur selten jedoch durchbricht lautere Hoffnung die Erzählung. Immerhin entwickelt sich eine generationenübergreifende Freundschaft zwischen dem Schuster Silvestre, seiner Frau Mariana und deren Untermieter Abel. Und obwohl einer konventionellen Dramaturgie folgend, sind die rührenden Tischgespräche zwischen dem Zyniker Abel und dem altersmilden Silvestre einige der wenigen Lichtblicke der Geschichte. Letzten Endes bleibt *Claraboia* ein trauriger Roman. Die tiefe Beklemmung und verfestigte Hoffnungslosigkeit begegnen uns tatsächlich in solch reduzierter Form in keinem von Saramagos späteren Werken. Es wäre lobenswert, würde der Verlag Hoffmann und Campe sich jetzt noch an den vor *Claraboia* verfassten Roman *Terra do Pecado* (*Land der Sünde*) heranwagen.

Philipp Kampschroer



José Saramago: *Claraboia oder Wo das Licht einfällt*. Aus dem Portugiesischen von Karin Schweder-Schreiner. Hoffmann und Campe, 2013, 22,99 €. E-Buch 17,99 €.



Alessandro Piperno: *Die Verfolgung*

Manchen Menschen scheint alles zuzufiegen. Das Leben spielt für sie eine wohlklingende Melodie, zu der sie einem Erfolg nach dem anderen entgegenstürmen. Protagonist Leo Pontecorvo aus Alessandro Pipernos Roman *Die Verfolgung* ist so einer: Wohlbehütet aufgewachsen und mit großem Intellekt beschenkt, ist er schon früh Professor für Medizin geworden. Überall ist er gern gesehen, renommiert als einer der führenden italienischen Kinderonkologen, ein Angehöriger der oberen Zehntausend. Wenn er Vorlesungen gibt, schmelzen die Herzen seiner Studentinnen dahin, die dem gutaussehenden Leo förmlich an den Lippen kleben. Eine nimmt er sogar zur Frau: Rachel. Als Medizinerin kümmert sie sich überqualifiziert um ihre beiden gemeinsamen Kinder Filippo und Samuel. Nebenbei schmeißt sie zusammen mit einem Dienstmädchen den Haushalt einer repräsentativen Villa im teuren Olgiate-Viertel bei Rom. So sieht die rosarote Welt des mittlerweile achtundvierzigjährigen Familienpatriarchen Leo Pontecorvo aus.

Doch am 13. Juli 1986 fällt der Günstling des Schicksals aus allen Wolkenbetten. Beim Abendessen verkündet ein Nachrichtensprecher das Unvorstellbare, das den Elfenbeinturm Leos zum Einsturz bringt. Ihm wird unterstellt, Briefe mit der zwölfjährigen Freundin seines Sohnes Samuel gewechselt zu haben, was nichts anderes andeutet, als dass er mit ihr »gevägelt« habe. Ja, Pipernos Sprache ist direkt, manchmal nahezu vulgär, aber

lebensecht. Denn missverständliche Briefe an eine Zwölfjährige sind nun mal was sie sind: »Scheißbriefe«. Zu Beginn des Romans ist nicht ersichtlich, wie sehr Leo in seinem bisherigen Leben vom Glück geküsst war. Nur eins steht fest: Da ist jemand auf dem Boden der (vermeintlichen) Tatsachen gelandet.

Licht in dieses Dunkel bringt Piperno in seinem Roman durch Rückblenden, die begreiflich machen, wie tief einer fallen kann, wenn der mediale Cocktail mit einem Skandal und einigen Unwahrheiten garniert ist. Denn mit nichts anderem als einer kollektiven Hetzjagd sieht sich Leo Pontecorvo konfrontiert. Hinzu kommt, dass die Geschichte in einer Zeit spielt, in der Agostino Depretis (wer kennt den überhaupt noch?) gerade in seine achte Amtszeit als Ministerpräsident von Italien geht. Weit vor dem schnelllebigen Web 2.0, das samt seinen auf Neudeutsch genannten »Shitstorms« Leo Pontecorvo noch viel schneller zu Fall gebracht hätte.

Die Verfolgung bleibt aber zum Glück keine plumpe Medienkritik, über die Piperno weit hinausgeht. Warum wehrt sich der sonst so selbstsichere Leo nicht gegen die (haltlosen) Anschuldigungen? Warum kapituliert er, zieht seinen Schwanz ein und wählt fortan ein abgeschiedenes Leben im Souterrain seiner Villa? Und warum lässt ihn auch seine Familie links liegen, ohne mit ihm zu sprechen, ohne sich zu vergewissern, ob überhaupt ein Funke Wahrheit an den Vorwürfen ist? Diese Fragen sind es, die Piperno in den Mittelpunkt gerückt wissen will. Sein Fokus liegt auf einer Familie, in der schon lange ein Konflikt schwelt. Piperno zeichnet das tiefgründige Psychogramm eines Mannes, der wie kaum ein zweiter für Erfolg steht, auf der anderen Seite aber nie vom Rockzipfel seiner Mutter losgekommen ist. Da ist es nur konsequent, dass er mit Rachel eine Frau geheiratet hat, die charakterlich seiner Mutter gleicht, bei der er sich um nichts kümmern muss, außer die Fassade des Unnahbaren und nahezu Perfekten aufrecht zu erhalten. Ist es windstill, steht Leos klapprige Fassade auch fest wie eine Burg, doch wehe, es bricht ein Sturm los. Dann wird aus dem gestandenen Mann wieder der unsichere kleine Leo von damals, im Endeffekt nichts anderes als ein jämmerlicher Feigling. Einer, der sogar den schleichenden Tod einem energisch geführten Kampf vorzieht. Traurig, Herr Professor! Bravo Piperno!

Johannes Pusch

Alessandro Piperno: *Die Verfolgung*. Fischer, 2013, 22,99 €. E-Buch 19,99 €.



Dora Heldt: *Herzlichen Glückwunsch, Sie haben gewonnen*

Walter und Heinz haben sich von ihrer gewonnenen Reise eigentlich mehr versprochen... Zwar stand in der Einladung etwas von »Renditemöglichkeiten«, aber Walter wollte mit seinem Schwager eigentlich nur ein paar schöne Tage an der Ostsee verbringen. Warum es im Bus nur Würstchen und Apfelsaft gibt und sie ihre Getränke selbst zahlen müssen, ist ihnen nicht ganz klar. Und noch dazu sieht das Hotel aus wie eine »Kaschemme«... Als der Reiseleiter anfängt, von Immobilien als sichere Geldanlage zu reden, kommen Zweifel auf: Vielleicht ist der Ausflug doch mehr Verkaufsfahrt als Luxusreise? Wenigstens sind Johanna und Tante Finchen auf ihrer Seite. Auch sie sind enttäuscht, außerdem hat Tante Finchen mit ihrer Nichte an diesem Wochenende ganz andere Pläne. Dora Heldt hat es wieder geschafft, ihre Leser mit viel Witz und Charme zu unterhalten. Die raffinierte Erzählperspektive und der humorvoll beschriebene Reisealltag mit turbulenten Hindernissen geben dem Buch den besonderen Pepp. Von wegen öde Senioren-Kaffeefahrt! Betrunkene Busfahrer, noch betrunkenere Bauern – sowieso müssen sich einige Kaffeefahrtler ihre Reise schöntrinken... Als i-Tüpfchen taucht sogar noch eine gar nicht so tote Leiche auf. Fazit: Fabelhaft!

Sabrina Schäl

Dora Heldt: *Herzlichen Glückwunsch, Sie haben gewonnen*. dtv, 2013, 17,90 €. E-Buch 14,99 €.



Im Fahrwasser von Jane Austen Elizabeth Taylor: *Versteckspiel*

Es ist ein verträumter Sommer zwischen den Weltkriegen, in dem Harriet und Versey beim Versteckspiel ein wenig trödeln, um ein bisschen Zeit miteinander verbringen zu können. An diesen warmen Tagen ahnen sie noch nicht, dass dieses Liebesversteckspiel ihr Leben lang anhalten wird. In Elizabeth Taylors Roman *Versteckspiel* geht es wie bei ihrer Landsmännin Jane Austen um die ganz große Liebe, die aber nicht in die Konventionen der Gesellschaft passt. Versey ist in den Augen der anderen ein Taugenichts und die mit wenig Talenten gesegnete Harriet hat nur eine Chance, um an gesellschaftliches Ansehen zu kommen: Sie muss in die höhere Gesellschaft einheiraten. Es hätte alles

anders kommen können, wenn die beiden Jugendlichen etwas mutiger gewesen wären, und es nicht nur bei der Unsicherheit eines flüchtigen Kusses und ein paar flüchtigen Berührungen geblieben wäre. Jeder für sich ist sich seiner Liebe sicher, aber keiner der beiden spricht seine Gedanken laut aus. Auch zwanzig Jahre später lieben sie sich noch immer, aber ihre Chance ist vertan. Ihrer beider Leben sind zu fest in der Gesellschaft verankert, um noch daraus ausbrechen zu können. Nicht zu Unrecht wird Elisabeth Taylor immer wieder mit Jane Austen verglichen. Die dichte atmosphärischen Beschreibungen, die eindrücklichen, mitunter auch sehr ironischen Charakterschilderungen, mit denen selbst Nebenfiguren lebendig gemacht werden, und nicht zuletzt die unterschwellige Gesellschaftskritik zeigen eine deutliche Verwandtschaft zwischen diesen beiden Autorinnen. Bei Taylor kommt es jedoch nicht zur großen Liebesbeichte, nicht zum dramatischen Versuch gemeinsam zu fliehen, der am Ende sowieso zum Scheitern verurteilt ist. Alle Möglichkeiten werden nur in

Gedanken durchgespielt, aber keine davon wird auch bloß ansatzweise in der Realität ausprobiert. Jede Figur fügt sich also auf ihre Weise in ihr unglückliches Leben. Mit dieser nüchternen Grausamkeit kommt der Roman näher an die Melancholie des echten Lebens heran als Austen. Insbesondere diese Melancholie und die sichtbargemachte schonungslose Ausweglosigkeit des Lebens heben diesen Roman heraus und geben ihm die Tiefe, die über einen typischen Liebesroman hinaus geht. Jedoch verhindert sie nicht, dass sich am Ende auch ein bisschen Enttäuschung in die Wehmut mischt, die an das zwiespältige Gefühl erinnert, das auftritt, wenn das Versteck am Ende des Spiels zu sicher ist, um schließlich gefunden zu werden.

Tanja Kollodzieyski

Elizabeth Taylor: *Versteckspiel*. Aus dem Englischen von Bettina Abaranell. Dörlemann, 2013, 23,90 €. E-Buch 14,99 €.



Über Alltag, Liebe und die Kunst Feridun Zaimoglu: *Der Mietmaler*

»Im Anfang des Portraits: Der Scheitel. Nicht zittern. Mit der anderen Hand Papier glatt streichen. Dort unten Frau, von oben beschaut, hellblondes Haar, Frau trug Arbeitskittel (...)«.

Was auf den ersten Blick auch ein langweiliger Bericht über die Malerei sein könnte, verbindet Liebe, Malerei und den Umgang mit Migranten auf gelungene Weise.

Feridun Zaimoglu, in der Türkei geboren, lebt seit über 30 Jahren in Deutschland und widmet sich in seinen Romanen unter anderem dem Leben türkischstämmiger Jugendlichen in Deutschland. Nach seinem Debütroman *Kanak Sprak* folgten viele weitere Bücher bis zum neuesten Roman *Der Mietmaler*, vom Autor selbst, – Zaimoglu ist auch begeisterter Hobbygemaler –, mit 18 Illustrationen versehen.

In *Der Mietmaler* wird Edouard von seiner Freundin Sonja verlassen und vertieft sich danach noch mehr in seine Berufung:

die geliebte Kunst. Sein neuester Auftrag schickt ihn zu Nora Sillinger, einer reichen Witwe. Dort kann er sich gänzlich dem Malen widmen und so seinem Liebeskummer entkommen. Sein Auftrag ist es, sie in ihrer Wohnung über einen längeren Zeitraum zu zeichnen, um zum Abschluss ein Portrait zu erstellen, denn er ist, wie schon der Titel sagt ein »Mietmaler«. Der Roman wird aus dem Blickwinkel des Malers beschrieben, der im Vergleich zu seiner Auftraggeberin aus einfachen Verhältnissen stammt. Zaimoglu versteht es, die Umgebung seines Protagonisten bis aufs Genaueste zu beschreiben. Die Umgebung, in der Edouard sich befindet, ist für ihn wegen seiner gescheiterten Liebe schwer hinnehmbar, denn es treibt ihn »raus, raus, unbedingt ins Freie.« Daher kommt es ihm auch sehr gelegen, durch seine Arbeit eine geraume Zeit allem zu entfliehen.

Durch Zaimoglus Erzählweise fühlt sich der Leser direkt mit dem Protagonisten verbunden und vor Ort: »Schattenstriche auf der Stirn, Bleistift mit weicher Mine schräg halten. Haaransatz absetzen, Bleistift in die linke Hand, Schwung der Braue, von mir aus gesehen links, als Bogen zeichnen, Bleistift in die rechte Hand, rechte Augenbraue fertig.« Immer wieder begegnen uns in Zaimoglus kurzem Roman Menschen aus ganz unterschiedlichen Ländern, der Autor hat ein

Gespür dafür, das Thema Migration ansprechend darzustellen. Auch das Thema Liebe – der Roman bezeichnet sich schließlich als »Liebesgeschichte« – ist jederzeit präsent. So werden immer wieder die Beziehungen zwischen Mann und Frau betrachtet, zum Beispiel die zwischen Sonja und Edouard, die gescheitert, oder die von Frau Sillinger und ihrem Nachbarn, die einseitig ist.

Der Mietmaler ist ein schönes Buch mit vielen Facetten, das man gerne liest, da die detailreichen Beschreibungen und die natürlich geschilderten Figuren ein intensives Mitfühlen ermöglichen.

Ann-Kathrin Kerkhoff

Feridun Zaimoglu: *Der Mietmaler. Eine Liebesgeschichte*. Langen Müller, 2013, 19,99 €.



Eine Kindheit in Miniaturen Hans Stilett: *Eulenrod*

Eulenrod gibt es nicht auf den Landkarten. Auf der Landkarte der Erinnerung aber ist Eulenrod Stilett's Heimat, Kindheit, erblühendes Leben. Stilett, geboren 1922 unter dem Namen Hans Adolf Stiehl, ist bekannt für seine komplette Neuübersetzung der *Essays* von Montaigne. So ist es nicht verwunderlich, dass er auch hier zum Auftakt ein Zitat des französischen Denkers voranstellt: »Ein kleiner Mensch ist ein ganzer Mensch, genauso wie ein großer.«

Um diesen Menschen geht es in Stilett's Biografie, die eigentlich keine ist. Denn in dem überraschend kleinen Bändchen wartet ein »biographisches Mosaik«, Erinnerungsvignetten, nur wenige Sätze lang, zu insgesamt 24 Kapiteln zusammengefasst. Mit Titeln wie »Eisenbahnattentäter« oder »Frau Stadelmanns Brüste«, die aus der Distanz zurück in das »Dämmer« der ersten Lebensjahre weisen, geht es heiter bis tragisch zu. Dem Blick in das kindliche Sein fehlt – zum Glück –

die Nostalgie. Nüchtern ist der Text, direkt und ehrlich. Auch die Sprache, sie schert sich nicht um das, was sein soll: Da bleibt das ß im »Daß«, wir gehen »nunter« oder »nauf«, wohnen »eine Treppe hoch« und »muffeln« auch mal Kuchen.

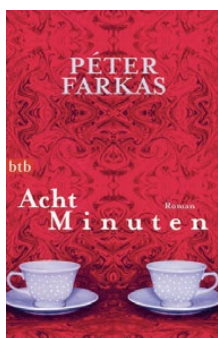
Als Kind ist die Welt ein Abenteuer. Es gibt keinen roten Faden, dafür Leitfiguren, die dem kleinen Ich den Weg weisen: Mutter, Großmutter und die Natur. Und still und leise schleicht sich dann doch noch ein lila Faden ein: das Schilfrohr, dessen »Lila fast schwarz« ist, »im Grün die Skabiosen, blaßes Lila zwischen Meeren von Margeriten«, der dicke Wiesenblumenstrauß der Mutter, »aus dem ich alles Gelbe rauszupf, nur Lila bleibt« und »die Glockenblumen, in die man so tief hineinschaun kann.« Vaterlos zwischen den Weltkriegen, lernt das kleine Ich Praktisches von der Großmutter und das Träumen von der Mutter. Die ist überhaupt als märchenhafte Figur ins »Buch des Lebens eingeschrieben.« Sie schreibt ihren »Lebensroman«, atmet auf persische Weise Licht für ein langes Leben, liebt die Natur und spricht Vogelsprache. Darüber geht die Zeit verloren. Wie viele Momente, Tage, Jahre? Wie alt? Das scheint das kleine Ich nicht erzählen zu wollen, wo es doch wirklich interessantere Dinge gibt: Da darf der Großvater nur Gurkensalat essen, weil er zuckerkrank ist, man

sammelt Blitze auf Papier – »ein rätselhaftes Gewirr von Linien, das vielleicht wer entziffern kann« –, da haben die Nazis ihren neuen Tambour den Kommunisten weggeschnappt – »Die wollten ihm die Stiefel nicht bezahlen«. Manchmal ist es Gesellschaftsstudie, wenn das kleine Ich erzählt. Doch dann, bevor es zu viel wird, träumt es sich, ganz eichendorffisch, einfach weg: »In der Schwüle fang ich zu dösen an, schweb hinaus über den Wald, über die Wälder; über das weite Land der blinkenden Dörfer« und es »wachsen meinen Träumen Flügel«.

So schwerelos der Text ist, geht er doch zu Ende und lässt den Leser mit einem Mosaik zurück, das eher zu einem unbestimmten Gefühl als einem Bild geworden ist. »Wenn der Geist zu hoch ausgreift, greift er daneben«, zitierte Stilett einmal Montaigne in einem Interview. Und deshalb bekommt der Autor selbst das Schlusswort: »Wie ich weiter heranwuchs, türmten sich die Widerfahrnisse – und in ihrem Schatten die Fragen nach des Lebens Warum. Unbesiegt blieb letztlich die Freude an seinem Daß. Doch es hilft alles nichts: Der Abschied naht.«

Tanja Konrad

Hans Stilett: *Eulenrod. Biographisches Mosaik*. Kunstmann, 2013. 14,95 €.



In Frieden für die letzten Dinge üben Péter Farkas: *Acht Minuten*

Beste Debüt-Roman Ungarns, ausgezeichnet mit dem Sándor-Márai-Preis, der nur 125 Seiten kurze Roman von Péter Farkas hat bereits bewiesen, dass er seine Leser begeistern kann. Jetzt ist er in einer Taschenbuchausgabe erschienen, Grund genug, ihn auch dem deutschen Publikum noch einmal ans Herz zu legen.

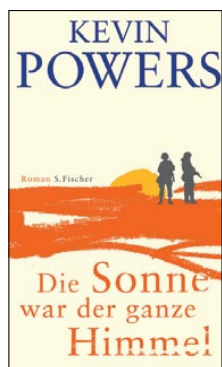
In acht Minuten kann viel passieren, wenn man die Welt der Jungen und ihre Hektik hinter sich gelassen und sich in seine eigene Traumzeit zurückgezogen hat. Ein Seniorenpaar stellt die Protagonisten dieses Nicht-Berichtes. Erzählt ist der aus der Perspektive des Ehemanns, der seine demente Frau pflegt, oder das glaubt, denn auch ihm entgleitet die Erinnerung an das, was einmal und was auch

er einmal war. Fremde dringen in die Wohnung ein, stören die Rhythmen des Alltags, der von zunehmender Reduktion der immer komplizierter werdenden Dinge geprägt ist. Da ist eine, die gibt sich als Tochter aus und schimpft über den Zustand der Ehefrau, ein anderer schickt einen Brief an einen Professor, der alte Mann hat damit nicht mehr viel zu schaffen, er bleibt für sich namenlos. Lebensmittel erscheinen, Temperaturen ändern sich. Irgendwann lässt sich nicht mehr leugnen, was da los ist im stillen Miteinander, eine herumliegende Pflegedienstliste rechnet es in Euro und Cent auf. Was kostet eine Assistenz beim Zähneputzen, ein Toilettengang, die kleine und die große Wäsche. Schonungslos und detailliert denkt der Namenlose an seine Probleme damit, wenn die Frau sich beim Essen einkotet, er sie dann in die Wanne bugsieren muss, halsbrecherisch liest sich das und bedingungslos liebevoll. Als man dem gebrechlichen Paar die Betten auseinanderschleibt, schlafen sie fortan in einem einzigen Bett, die Vernunft der Jungen endet dort, wo zwei sich einig sind, oder einer, der noch entscheiden kann, genau das tut. *In Ruhe*

verrückt werden dürfen nannten Erich Schützendorf und Helmut Wallrafen-Dreisow ihren Band, der einen sensibleren Umgang mit dementen Menschen fordert, und sie gaben ihrem Plädoyer die Form eines fiktiven Tagebuches nach einer Heimeinweisung. Farkas geht noch einen Schritt weiter und verzichtet auf jede pädagogische Auflösung der Ereignisse. Pflegende und Angehörige werden mit einer hermetischen Welt konfrontiert, deren Schönheit und Würde sich nach außen nicht mehr offenbart. Sie dringen in sie kaum noch ein, die kleiner wird und in die Vergangenheit reicht, zwischen Realität und Erinnerungen, die Farkas elegant durch den Monolog des beharrlichen Mannes gleiten lässt. Die poetische Schönheit dieses Textes ist beeindruckend, seine Offenheit erschreckend, und ob man ältere Verwandte pflegt oder sich diesen letzten Dingen noch fern fühlt, unbedingt lesenswert ist *Acht Minuten* allemal.

Britta Peters

Péter Farkas: *Acht Minuten*. Aus dem Ungarischen von György Buda. btb, 2013. 7,99 €. E-Buch 6,99 €.



Als Soldat im Irak Kevin Powers: *Die Sonne war der ganze Himmel*

Ein ehemaliger amerikanischer Soldat arbeitet in einem Roman seine Vergangenheit auf und vermischt so Realität und Fiktion. Das Ergebnis: Interessant.

Die beste Fiktion war vorher unvorstellbar. Im Idealfall wird der Leser zum Reisenden und macht einen Erfahrungsgewinn, erlebt eine Katharsis. Er wird mit dem Unbekannten konfrontiert. Kann eine derartige Fantasie eine realitätsgetreue Schilderung ergänzen? Der Autor Kevin Powers versucht sich mit seinem Debüt daran. *Die Sonne war der ganze Himmel*, so der Titel, Schauplatz ist der Irak. Hier kämpft der 21-jährige Soldat John Bartle gegen Menschen, deren Sprache und Kultur ihm völlig fremd sind. Seine Bezugspunkte sind seine

Kameraden. Eigentlich wollte John durch die Armee nur zum Mann werden, aber er wandelt sich stattdessen zur Maschine: Mechanisch kriecht, schießt und lädt er, die Abhärtung voll im Gange. Gleichzeitig erhalten die Leser tiefe Einblicke in den Kopf des Protagonisten; seine Gefühlswelt und den langen Weg bis zu der Erkenntnis: »Dieser Welt, dachte ich, war der Mittelpunkt abhanden gekommen; außerdem hatte jeder von uns einen Knacks«. Mehr und mehr begreift John die Nutzlosigkeit eines Krieges, der kein erreichbares Ziel hat. Erst der Tod seines Freundes Daniel Murphy gibt ihm eine neue Perspektive.

Der Amerikaner Powers war selbst für ein Jahr als Soldat im Irak stationiert. In diesem Buch will er seine Geschichte erzählen, neu geschrieben mit Alter Egos und fiktionalen Elementen. Er schlägt damit in die gleiche Kerbe wie *Jahrhead* oder die Autobiografie des *American Sniper* Chris Kyle, der in seinen Einsätzen über 160 Menschen erschossen hat. Powers Beitrag ist recht trocken, manchmal wirkt die beschriebene Intellektualität bezogen auf das Geschehen absurd. Aber: Krieg ist häßlich und macht Menschen zu

Monstern. Das bestätigt auch dieses Buch. Powers erschafft hier, so scheint es, eine Parallelrealität, in der vieles bekannt ist; der knallharte Sergeant, ein Elitesoldat mit vielfacher Kriegserfahrung, oder die alten Schulfreunde zu Hause, zu denen es keinen Anschluss mehr geben kann. Wahnsinniges Glück und lächerlich zufälliges Pech sind ebenfalls vertreten und reihen sich unverhofft oft aneinander. Der große Verdienst des Romans ist, dass sich der Leser immer wieder fragt, ob nicht hinter all diesen Klischees und Allgemeinplätzen tatsächlich die Realität steckt. So ist es doch eine Lehre über eine Erfahrung, von der wir hoffentlich verschont bleiben.

Michael René Veltin

Kevin Powers: *Die Sonne war der ganze Himmel*. Fischer, 2013, 19,99 €. E-Buch 17,99 €.



Rückkehr in das Land der Täter? Monika Boll, Raphael Gross: *Jüdische Intellektuelle in Deutschland nach 1945*

»Ich staune, dass Sie in dieser Luft atmen können«, schrieb der jüdische Religionswissenschaftler Gershom Scholem 1951 von Jerusalem aus an seinen deutschen Kollegen Hans-Joachim Schoeps. Schoeps, Zeit seines Lebens konservativer preußischer Monarchist, hatte sich 1946, obwohl nahezu seine gesamte Familie während der Shoah ausgelöscht wurde, zur Remigration nach Deutschland entschieden, das Land, so Schoeps, »das ich nicht aufgeben kann, in dem ich leben und in dem ich begraben liegen will«. »Auch die Untaten seiner Bewohner«, so Schoeps weiter, könnten »daran nichts ändern.« Mit diesem ebenso klaren wie fragwürdigen Bekenntnis stellt Schoeps eine Ausnahme unter den jüdischen Remigranten dar, die der jüngst im Fischer Verlag

erschienene Sammelband *»Ich staune, dass Sie in dieser Luft atmen können«*. *Jüdische Intellektuelle in Deutschland nach 1945* portraitiert. Der Band hat sich, so schreiben die Herausgeber Raphael Gross und Monika Boll in der Einleitung, zum Ziel gesetzt, »einen Beitrag zur Erforschung der Geschichte der Juden in der Nachkriegszeit [zu] leisten, einer Epoche, die unter dem Stichwort Remigration meist von einer äußeren Perspektive, selten aber aus der jüdischen Binnenperspektive in den Blick genommen wird.« Bei den 13 Aufsätzen handelt es sich überwiegend um – mal mehr, mal weniger biografiefixierte – Portraits von jüdischen Intellektuellen, die nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten aus Deutschland flohen und die sich nach 1945 zur Rückkehr entschlossen haben, darunter etwa Max Horkheimer, Jacob Taubes, Theodor W. Adorno, Ernst Bloch oder Arnold Zweig. Aber auch Denkern wie Hannah Arendt oder Jean Améry, die sich bewusst gegen eine Remigration entschieden, sind Texte gewidmet. Neben der grundsätzlichen Frage, wie nach 1945 jüdisches Leben in Deutschland möglich ist, kreisen die Texte u.a. um die Themen der deutschen Aufarbeitung der Vergangenheit, um die Problematik des Antisemitismus, das Verhältnis

der portraitierten Personen zum Judentum und zum Staat Israel oder auch um die Positionierung zu den Studentenunruhen von 1968. Obwohl es nicht allen Autoren immer gelingt, die Fragestellung des Sammelbandes in stringenter Form aufzugreifen, weiß der Band insgesamt doch zu überzeugen. Positiv hervorzuheben ist neben der interessanten Fragestellung vor allem die ausgezeichnete Auswahl der portraitierten Personen, bei der auch Denker berücksichtigt wurden, denen heute – zumindest über enge Fachgrenzen hinaus – kaum mehr Beachtung geschenkt wird. Dass der Band dazu beitragen kann, Theoretiker wie Ernst Fraenkel oder Peter Szondi dem Vergessen zu entreißen, wäre zu wünschen.

Lars Laute

Boll, Monik/Gross, Raphael (Hrsg.), *»Ich staune, dass Sie in dieser Luft atmen können«*. *Jüdische Intellektuelle in Deutschland nach 1945*, Fischer, 2013, 14,99 €. E-Buch 12,99 €.



KRISE

Willkommen in der Zeit beständiger Krisen: Eurorettung, Schuldenberge, Leergeschäfte, Kapitalmarkt, Rettungsschirme, diese Begriffe sind uns nach den allerletzten Finanzkrisen in Europa vertraut. Viele Menschen spüren die Folgen der Finanzkrise von 2007 in direkter und indirekter Weise, ohne selbst am Spiel um das große Geld beteiligt gewesen zu sein. Es wurde um Anleger und Arbeitnehmer gepokert, ohne dass sie selbst am Pokertisch mitgesessen haben.

Auch diese neue Finanzkrise ist ein Grund für Christian Chavagneux, sich in seinem Buch *Kleine Geschichte der Finanzkrisen. Spekulation und Crash von 1637 bis heute*, erschienen im Züricher Rotpunkt-Verlag, auf eine Reise durch die Geschichte diverser historischer und aktueller Finanzkrisen zu machen.

Chavagneux beginnt bei der Tulpenmanie des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden. Der Tulpen-Hype führte schon zu jener Zeit die riskanten Leerverkäufe ein, die uns auch heute bekannt sind. Der Autor leitet dieses Zwiebelspektakel mit Worten von Balzac ein,

ihn zitiert er mit einem Spottvers auf die Tulpenspekulanten, deren Irrsinn weitreichende Folgen für die Niederlande hatte. Auch die Unternehmungen des Ökonomen John Law werden ausführlich beschrieben, dessen Visionen von einem neuen Finanzsystem in der vollumfänglichen Entwertung einer ganzen Währung und in einem Bank-Crash endeten. Auch die nächste Krise von 1908, bei der Trusts eine große Rolle spielten und die letzten Endes für die Schaffung eines US-Zentralbanksystems und Sicherungsmechanismen gesorgt hat, die Banken mit staatlichen Geldern aus Krisen retten können, ein Bild das sich auch heute wieder abzeichnet.

1929 gibt es eine extreme Finanzkrise, die weite Teile der Finanzwelt trifft, da nicht jeder so vorsichtig war wie Al Capone, der »den Journalisten erklärte, dass er keine Notwendigkeit sehe, an der Börse zu spielen; der Markt sei viel zu unbeständig für einen

Menschen wie ihn, der sein Geld nur mit großer Vorsicht anlege.« Chavagneux beschreibt die Finanzgeschehnisse auch für Laien verständlich und verliert sich nicht in wildem Börsenjargon. So gibt die *Kleine Geschichte der Finanzkrisen* einen guten Überblick über die historischen Großkrisen, ohne dabei allzu detailliert die Hintergründe auszuleuchten oder zu sehr an der Oberfläche zu verharren. Die Zeitreise durch die europäischen und globalen Finanzkrisen gibt einen guten Überblick über Ursachen, greifende Mechanismen und Folgen, wenn sich Händler auf dem Finanzparkett verzocken, ihre Kunden abzocken und der Pokertisch nach jedem Schwarzen Freitag schon zur nächsten Runde einlädt.

Kim Uridat

Christian Chavagneux: *Kleine Geschichte der Finanzkrisen. Spekulation und Crash von 1637 bis heute*. Rotpunkt, 2013, 29,90 €.

Zerstörte Existenzen in Griechenland

In seinem Erzählband *Warte nur, es passiert schon was* spürt Christos Ikonomou dem Martyrium der kleinen Leute in Zeiten der Wirtschaftskrise nach



Sonne, antike Tempel, blaues Meer? Nein, wohl eher Rezession und Staatsbankrott. Das Image des bei den Deutschen einst so beliebten Urlaubsparadieses, durch welches bereits Goethe auf antiken Spuren wandelte, hat in den letzten Jahren stark gelitten, bedingt durch immer neue Schlagzeilen über Korruption, Steuerhinterziehung, überdimensionale Staatsausgaben und gefälschte Wirtschaftsdaten. Auch in der zeitgenössischen griechischen Literatur ist die Wirtschaftskrise präsent, so in Christos Ikonomous Erzählungen über den Alltag von Betroffenen. Die sechzehn vorgestellten Schicksale in *Warte nur, es passiert schon was* sind fiktiv, jedoch nicht weniger bedrückend als die Realität. Da ist zum Beispiel Niki aus der Titelgeschichte, die als Putzfrau in einem Krankenhaus jobbt, jeden Morgen in Angst vor neuen Rechnungen und der Pfändung durch die Bank aufwacht und verzweifelt nach einer Möglichkeit sucht, der Vertreibung aus ihrem Viertel zu entgehen. Und die dennoch nicht von der Hoffnung lassen kann: »Warte nur, es passiert schon was. Die Banken nehmen einem nicht einfach die Wohnung weg.

Hier ist nicht Amerika.« Da ist Jannis, Lagerist in einem Supermarkt, der vor einer Baustelle ganz allein mit einem Plakat demonstriert, weil hier ein Freund verunglückt ist, unter dem allgemeinen Arbeitsdruck, der in diesen harten Zeiten viele trifft, die noch Arbeit haben. Auf die ohnmächtige Wut über die Ärzte, die nicht geholfen haben, weil vom Patienten keine Bezahlung zu erwarten war – denn Geld ist »der springende Punkt« – folgt die Erkenntnis über die Perspektivlosigkeit seines Unterfangens: »Ich bin von einer unglaublichen Leere«. So bleibt auch sein Plakat unbeschriftet.

Oder da ist das junge Pärchen, das auf einem alten Landgut ausharrt, während Nachbarn ihren Nutzen aus der Enteignung der beiden ziehen und Nacht für Nacht Steine aus der Gartenmauer brechen. Ihre Welt geht vor ihren Augen zugrunde, und die Auswanderung ist so gut wie beschlossen. Dennoch üben sie sich im Optimismus des Neuanfangs. Die Figuren in diesem Band sind allesamt tragische Helden, deren Existenz in Scherben liegt und denen es dennoch auf die eine oder andere Weise gelingt, sich ihre Würde zu bewahren.

Jenseits der großen Politik

Ikonomous' Erzählungen sind nicht nur eindrucksvolle Psychogramme menschlichen Miteinanders, sie überzeugen auch durch ihre Verortung im realen, politisch-gesellschaftlichen Kontext. Der Blick des Erzählers schweift über Piräus, durch das Athener Hafenviertel mit seinen trostlosen Miethäusern, Docks und Lagerhallen und ruht auf denen, die in der Krise auf der Strecke geblieben sind. Die authentische Wirkung dieser Nahaufnahmen ist wohl auch der Biographie des Autors zu verdanken. Christos Ikonomou, 1970 in Athen geboren und auf Kreta aufgewachsen, lebt in Piräus und arbeitet als freier Autor, Übersetzer und Journalist (unter anderem für die Athener Tageszeitung *Ethnos*). *Warte nur, es passiert schon was* ist sein zweiter Erzählband, für den er 2011 den griechischen Staatspreis für Literatur erhielt. So muten seine Kurzgeschich-

ten in ihrer aktuellen Thematik und ihrem reportageartigen Charakter auf den ersten Blick durchaus politisch ambitioniert an, verzichten jedoch letztendlich auf eindeutige Wertungen, Schuldzuweisungen oder gar politische Parolen. Nicht die große Politik steht im Vordergrund, nicht Korruption und Schattenwirtschaft, sondern der Alltag der einfachen Leute, ihr tagtäglich physischer und seelischer Überlebenskampf – eine literarische Feldstudie menschlichen Verhaltens in Zeiten der Krise. Solidarität ist hier ebenso anzutreffen wie das Auseinanderbrechen von sozialem Zusammenhalt, rücksichtsloser Egoismus und Gewalt ebenso wie Zivilcourage und Selbstlosigkeit. An dieser Realität sind simple ideologische Wahrheiten längst zerschellt.

Literatur und Zeitdokument

Die Geschichten knüpfen enge Fäden zum aktuellen Geschehen, verleugnen nicht ihren Charakter des Zeitdokuments und erheben dennoch Anspruch auf literarische Autonomie. Dieses literarische Selbstbewusstsein zeigt sich vor allem in der Sprache, die emotional und manchmal etwas pathetisch, sehr metaphorisch und zuweilen beinahe lyrisch gehalten ist und hier im Kontrast zum eher nüchternen Realismus der Handlung steht. Vor allem diese Sprache und die feinfühlig intensive Innensicht der Figuren heben Ikonomous' Erzählungen von journalistischen Texten der aktuellen Berichterstattung ab und machen sie zeitlos. Fernab von Statistiken und Börsenkursen verleiht hier die Literatur der Krise ein menschliches Gesicht.

Shirin S. Schmier

Christos Ikonomou: *Warte nur, es passiert schon was. Erzählungen*. Aus dem Griechischen von Birgit Hildebrand. C.H. Beck, 2013, 19,95 €. E-Buch 15,99 €.

Für eine neue Utopiefähigkeit

Milo Raus *Was tun? Kritik der postmodernen Vernunft* rüttelt an geschlossenen Weltbildern von Spontis und Realisten

Die gegenwärtige intellektuelle Situation der Linken beschreibt Milo Rau als »sterilisierte Schwundformen linker Utopiefähigkeit«. Wie kommt er darauf? Für die Inszenierung eines Prozesses gegen die Schweizer Zeitung *Weltwoche*, die rechtspopulistische Positionen vertritt, hatte Milo Rau Schwierigkeiten linke Intellektuelle zu finden. Diese mangelnde Bereitschaft, gegen rechtspopulistische Thesen vorzugehen, ist dem Schweizer Regisseur und Autor Anlass, sich mit der »Linken« auseinanderzusetzen.

Den Idealtypus linker politischer Haltung macht Rau bei Lenin aus, auf dessen gleichnamige Schrift *Was tun?* von 1902 und dessen Haltung sich auch sein eigener Text *Was tun? Kritik der postmodernen Vernunft* bezieht. Utopiefähigkeit benennt Rau als ein Kernelement linker Identität. Links sein bedeutet für ihn, eine kämpferische Haltung, auch in aussichtslosen Situationen einzunehmen, bis hin zum »diskursiven Exzess«.

Der Essay liefert in weiten Teilen einen oberflächlichen historischen Abriss von Kultur- und Ideologiegeschichte, wie es zu diesem Verfall linker Positionen gekommen ist. Nach dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus verstrickt sich die so genannte Linke entweder in Widersprüche oder übt Scheinkritik. Rau nimmt die aktuellen kulturellen und kritischen Praktiken polemisch aufs Korn, macht sich im Grunde genommen lustig über die, die sich heute als kapitalismuskritisch verstehen und argumentiert, dass diese das System nur bestätigen und aufrechterhalten.

Als Beispiel muss der Typ des linken Geschichtslehrers herhalten, der um den Stand der Dinge weiß, aber die Rolle des Spaßverderbers spielt. Die »richtigen« Positionen kann er seinen Schülern nicht nahebringen, weil er keine Alternative kennt. Rau illustriert seine Thesen sprachspielerisch spitz bis lustvoll und hat für die Gesellschaftskritik eines solchen Geschichtslehrers nur Hohn und Spott übrig.

Die Rolle, die die Linke ausfüllt, gleicht der von Narren und ist in Raus Augen lächerlich. Sie kümmert sich um die Kollateralschäden

des Kapitalismus und bewirkt damit, dass niemand sich zuständig fühlt. Im Laufe der Zeit zu einem »akzidentellen Moralismus« geschrumpft, weist sie ab und zu darauf hin, dass etwas nicht gut läuft, doch wird das Bestehende akzeptiert. Kritik operiert in musiksoziologischen oder soziokulturellen Nischen und Spezialdebatten, wird zum Lamentieren oder Gelaber, ist wirkungslos.

Im kritischen Geschäft wird so getan, als funktioniere der Kapitalismus nach humanistischen Regeln und Werten bzw. als wisse keiner um die Gefährdung der menschlichen Zivilisation. Das stete Entlarven von Betrug und Korruption der Machthabenden dient der postmodernen Vernunft, so Rau, daher eher als Selbstbestätigung oder -inszenierung. Der Kulturbetrieb bildet davon keine Ausnahme: Kunstfilm und Theater reflektieren, kritisieren, versetzen ihre Produktionen mit kulturideologischen Schlüsselreizen wie Utopie oder Inklusion und bestätigen damit aber nur das Bestehende.

Daneben ist nach Ende des real existierenden Sozialismus ein Ultra-Liberalismus entstanden. In Raus Interpretation ist aus einem ursprünglich kollektiv-universalistischen, dem kommunistischen, ein individuell-föderatives Befreiungsprojekt geworden, das in einem »Erfahrungs- und Maximierungsfetischismus« gipfelt. Konträr dazu diagnostiziert Rau die »kulturbildende Kraft der Regression«, parallel zum Ultra-Liberalismus werden Nation, Geschlecht, Religion, Familie und Tradition wieder wirkmächtig, sichtbar an den Attacken gegen Asylbewerber 1992 in Rostock.

So hat sich insgesamt ein »Teufelskreis von Kapitalismuskritik und unfreiwilliger Systemoptimierung« entwickelt, aus dem es nach Rau zunächst nur die Auswege gibt, noch postmoderner zu agieren oder zur

Moderne mit hierarchischen Organisationsformen zurückzukehren. Rau schlägt vor beide Linien zu vereinen, im Sinne des voluntaristischen Lenins der Aprilthesen und des Lenins von *Staat und Revolution*, der für eine bürokratisch-kybernetische Organisationsform steht. Die Lösung Raus lautet nun, dass das linke Denken nur aus beiden Linien bestehen kann: als utopische Dialektik, als besserer Realismus, basierend auf der Annahme, dass jeder weiß, dass ohne wirkliche Alternative die heutige Zivilisation in absehbarer Zeit untergehen wird.

Raus Diagnose zeitgenössischer linker Intellektualität macht Spaß zu lesen, wenngleich es streckenweise schwierig ist, den nicht neuen und begrifflich unscharf bleibenden Argumentationslinien zu folgen, die hinter einem Wortfeuerwerk zu verschwinden scheinen. Er begegnet mit seinem Essay jedoch einem Problemerkern linker kritischer Positionen, die alle keinen alternativen großen Gesellschaftsentwurf in petto haben und deren kritische Praxis, gemessen daran, leicht zu entdeckende Schwächen aufweist. Entgegen der Verve, mit dem seine anschauliche Demontage antritt, wirkt sein eigener Lösungsvorschlag einer Synthese von Sponti und Realist jedoch eher blass und un kreativ.

Kathrin Braungardt

Milo Rau: *Was tun? Kritik der postmodernen Vernunft*. Kein & Aber Verlag, 2013, 7,90 €.





Harald Welzer: *Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand*

Keine Frage, Harald Welzer meint es gut – mit der Welt, aber nicht mit dem Leser. Sein Buch *Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand* will wachrütteln: Eine Kapitalismuskritik, die den Leser zu Widerstand gegen die Ausbeutung der Erde aufruft, mit der der Mensch seine eigene Zukunft zu Grunde richtet. Der Autor, Professor für Transformationsdesign und Dozent für Sozialpsychologie, setzt nicht, wie sonst üblich, beim ökonomischen, sondern dem sozialen Handeln an. Wie muss sich unsere Kultur, unser Denken verändern, um den Zerstörungsprozess aufzuhalten, den Markt, Wirtschaft, Konsum in Gang gesetzt haben?

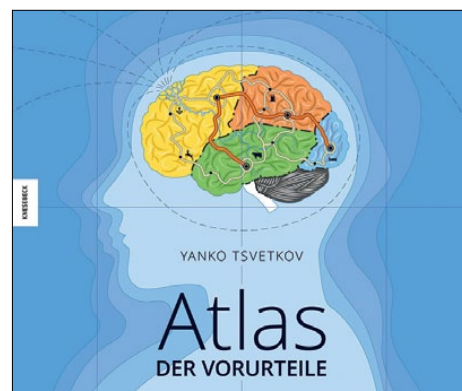
Welzer schürt in seinem neuen Buch die Hoffnung, dass unsere Gesellschaft vielleicht doch zu Veränderungen fähig ist. Leider verlieren sich viele gelungene Ideen aber in plumper Polemik. Da wird das Bild zweier Kletterer schon mal mit »Freizeitidioten« untertitelt, weil Extremsportarten doch von der Fantasielosigkeit unserer heutigen Gesellschaft zeugen würden. Abgesehen davon, dass solche Unterstellungen spekulativ sind, unterbrechen sie den ohnehin recht willkürlich verlaufenden Argumentationsfluss. Man merkt: Welzer hat viel zu sagen, ohne dabei zwischen stichhaltigen Argumenten und persönlichem Verdruss zu trennen. Passend dazu gibt es zahlreiche Seitenhiebe auf Einzelpersonen wie Unternehmen, die witzig sein sollen: »Und IKEA ist inzwischen überall. Mit

seinem ekelhaften Geduze, das den Kunden in genau dem infantilen Zustand anspricht, in den es ihn zu versetzen beabsichtigt«. Dieser Stammtischjargon führt eher dazu, die durchaus vorhandenen wichtigen Punkte seiner Argumentation als das Gewetter eines unzufriedenen Intellektuellen abzutun.

Dabei besitzt Welzers *Anleitung zum Widerstand* tatsächlich einige sehr wertvolle Ansätze, die dazu beitragen könnten, dass man über sein eigenes Konsum- und Sozialverhalten nachdenkt. So macht der Autor darauf aufmerksam, dass das Problem unseres Wirtschaftssystems nicht darin liegt, was wir konsumieren – sondern wie. Zudem lenkt er den Fokus von den »bösen Politikern und Wirtschaftsmächten«, die in den meisten anderen Kapitalismuskritiken der letzten zwei Jahre als Grund für die immer größer werdende Schere zwischen arm und reich angeklagt werden, auf den Leser: Wir selbst seien diejenigen, deren Konsumverhalten Ressourcen zerstöre (wobei »die Unternehmen« natürlich auch immer ihre Finger im Spiel hätten). So gut Welzer seine Argumentation im ersten Teil des Buches stützt und trotz überflüssiger Provokation eine schlüssige Vorlage für den Weg zur Veränderung gibt, so pathetisch und hohl werden seine Zukunftsvorstellungen, die teilweise nicht nur lebensfremd, sondern regelrecht fortschrittsfeindlich sind (Welzer schlägt beispielsweise die Wiedereinführung einer Regionalwährung vor). Das Ende des Buches wirkt dann wie die Werbung für seine erdachte Zukunft: Träumerisch, theatralisch, schwülstig, vor allem aber bar jeder Anleitung, wie der »Widerstand« jetzt tatsächlich umzusetzen sei. Welzer trägt Theorien aus Soziologie, Psychologie, Ökonomie und Philosophie zusammen, die auf intelligente Weise verknüpft werden und neue Perspektiven eröffnen. Bedauerlicherweise werden jedoch auch kritikwürdige Schlussfolgerungen suggeriert (wie zum Beispiel, dass die Wissenschaft zur Verdummung der Gesellschaft beiträgt, wenn sie ihre Befunde veröffentlicht). Hier passiert dann genau das, was Welzer in seinem Buch scharf kritisiert: Der Leser wird bevormundet. Statt eigenes Denken anzuregen, werden ihm Gedankengänge aufgezwungen. Letzten Endes verfehlt das Buch also sein Ziel. Warum selbst denken, wenn andere es besser wissen?

Nadine Lordick

Harald Welzer: *Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand*. Fischer, 2013. 9,99 €.

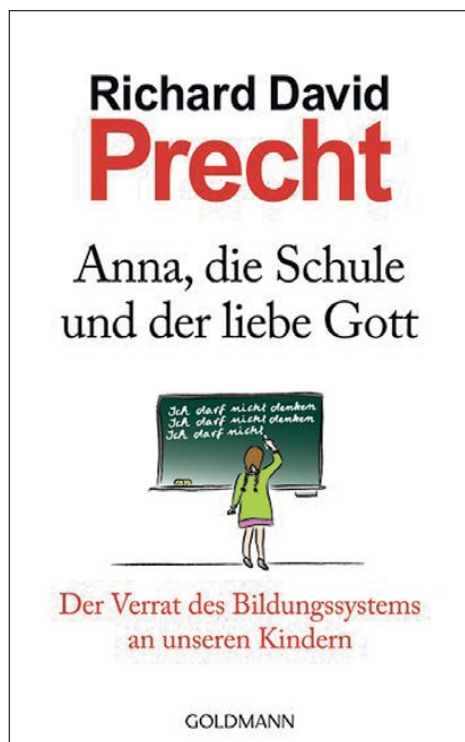


Yanko Tsvetkov: *Atlas der Vorurteile*

Jeder bildet sich, absichtlich oder unabsichtlich, Meinungen über andere. Vorurteile über Vorurteile – doch sind sie gerechtfertigt? Der *Atlas der Vorurteile* besteht aus knapp 40 satirischen Länderkarten, die hier und da von einem Essay begleitet werden. Zu seinen lustigen Visualisierungen kam Tsvetkov durch eigene Erfahrungen, Interviews und Medien. Die bunten Länderkarten, die er heute produziert, zeigen mit bissigem Humor die verschiedenen Ansichten von Ländern und deren Vorurteile gegenüber anderen. So wird Deutschland für die Türkei zur »Dönerrepublik Nordtürkei« und die Franzosen »scheinheilige Croissant-Verdrücker«. Aus der Sicht der Italiener sind die Deutschen »Pünktlichkeitsfanatiker« und aus der Sicht der Polen der »westliche Streithammel«. Mit einem Schmunzeln liest man Vorurteile der Deutschen gegenüber anderen Ländern: Die Schweiz als große »Schokolade«, Schweden als »IKEA« und Italien als »Pizza & Museen«. Tsvetkov, der 2009 die erste Landkarte seines »Mapping-Stereotypes« herausbrachte, behandelt auch aktuelle Themen. Ergo wird die persönliche Sichtweise vom »großen Weiberheld Berlusconi« auf Europa in überspitzter Art und Weise dargestellt. Ob man mit seinen Vorurteilen durch Finanzkrisen kommt, ist fraglich... Tsvetkov beschreibt Vorurteile, die die meisten Leute eher still für sich behalten. Hier wird man direkt mit ihnen konfrontiert: teils lustig, teils schräg, teils beschämend. Das bringt den Leser dazu, eigene Klischees zu überdenken und zu hinterfragen. Denn natürlich steckt in jedem Vorurteil – auch in denen über uns – vielleicht ein Quäntchen Wahrheit.

Pia Albrecht

Yanko Tsvetkov: *Atlas der Vorurteile*. Knesebeck, 2013, 16,95 €.



Kernforscher an deutsche Schulen!

Richard David Precht sieht in *Anna, die Schule und der liebe Gott* PISA-Nachholbedarf bei Lehrern und Politikern

China räumt in der PISA-Tabelle in allen Kategorien Preise ab und Finnland gilt seit Veröffentlichung der Ergebnisse als Zugpferd der europäischen Schulpolitik. Aber sind chinesische und finnische Schüler wirklich gebildeter als die deutschen? Kann man Bildung überhaupt mit Multiple-Choice-Fragen, wie sie im PISA-Test vorkommen, messen? Die Aussagekraft des weltweiten Vergleichstests kann bezweifelt werden. Durch ihn wurde jedoch eine Debatte über die Wirksamkeit des Schulsystems ausgelöst, welche nun von Richard David Precht in seinem Buch *Anna, die Schule und der liebe Gott. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern* aufgegriffen wird. Dass es im deutschen Schulsystem Verbesserungspotenzial gibt, ist nichts Neues. PISA ist bei weitem nicht das einzige Indiz. Beispielsweise zeigt eine Studie der Bertelsmann-Stiftung aus dem Jahr 2008, dass die Bildungsschere immer weiter auseinander geht: Im

Osten verlassen erheblich mehr Jugendliche die Schule ohne Hauptschulabschluss als in westlichen Bundesländern. Depressionen, Überforderung und Burnout – auch der Beruf des Lehrers fordert mittlerweile höchste Belastbarkeit. Wie konnte es dazu kommen? Um der Ursache auf den Grund zu gehen, führt Precht den Leser in eine Zeit, in der das deutsche Schulsystem noch in den Kinderschuhen stand und wo vieles anders, aber mit Sicherheit nicht besser war.

Warum ist eine Schulstunde eigentlich 15 Minuten kürzer als eine Zeitstunde? Es wurde schlicht so festgelegt. Im letzten Jahrhundert verkürzte ein preußischer Minister die Schulstunde auf 45 Minuten, damit die Schüler »häppchenweise« abgepacktes Wissen schneller und intensiver lernen konnten. Nach neueren lernpsychologischen Erkenntnissen ist diese Festlegung auf Intervalle jedoch hochgradig ineffektiv und damit für die Entwicklung der Schulkinder blanker Unsinn. Die 45-Minuten-Stunde bleibt nicht der einzige Aspekt des Schulsystems, mit dem Precht ordentlich abrechnet. Dasselbe gilt für die Einteilung in Schulklassen und für Klassenarbeiten, Sitzenbleiben und die Notenskala. Die Grundfesten unseres Schulsystems werden auseinandergenommen, alles veraltet und ineffektiv! Precht macht keine Kompromisse. Das Erfrischende an diesem Buch ist, dass es auf schwammige Reformvorschläge verzichtet. Precht fordert den radikalen Umbau des Schulsystems und eine »Bildungsrevolution«, geht allerdings keineswegs rabiat vor. In insgesamt 143 Fußnoten verweist er auf die jüngere und ältere Forschung – wissenschaftlich ist man also auf der sicheren Seite. Precht lässt aber auch kulturphilosophische Schwergewichte wie Humboldt, Goethe und Kant zu Wort kommen, deren Aussagen über kindgerechtes Lernen und Bildung er geschickt in seine Argumentation verwebt. Hier, in der ersten Buchhälfte, liegt die Stärke von *Anna, die Schule und der liebe Gott*. Precht überzeugt mit fundiertem Wissen über die Entstehungsgeschichte unseres Bildungssystems und über Fehler, die früh gemacht, aber nie berichtigt wurden. Er erklärt plausibel, dass die meisten Entscheidungen zu wichtigen Bestandteilen unseres heutigen Schulsystems in einer Zeit getroffen wurden, als man noch keine Ahnung von psychologischen und biologischen Lernvorgängen hatte und Kinder noch als »kleine Erwachsene« angesehen wurden. Precht richtet sein Buch nach eigenen Angaben an Lehrer, Schüler, Eltern und Politiker – kein kleiner Leserkreis. Wie schon bei

seinen ebenfalls an die breite Masse gerichteten Bestsellern *Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?* (2007) und *Die Kunst, kein Egoist zu sein* (2010), wird Precht dem durch eine einfache, ja teilweise kumpelhafte Sprache gerecht. Ein Buch über das Lernen, doch ist Precht nicht belehrend. Selbst Passagen über biochemische Vorgänge im Hirn gehen ihm bildhaft und anekdotenreich von der Feder.

Im zweiten Buchteil bietet Precht seine Lösung für alle Schulprobleme an und hier gibt es mehr Spielraum für Kritik. Seine Zauberworte heißen »Gemeinschaftsschule« und »Projektunterricht«, Schule ohne feste Klassen und ohne Noten. Zum Glück bleiben die Lehrer in diesem System erhalten, obwohl sogar sie teilweise von Lernsoftware ersetzt werden sollen. Man muss nicht auf die Fußnoten achten, um zu merken, dass die Ideen keine neue Erfindung sind. Ständig wird auf Pädagogen und Politiker verwiesen, die sich bereits für die angepriesenen Veränderungen eingesetzt und diese teilweise auch getestet haben. Das geforderte Schulsystem, das Precht am Ende des Buchs als »sein« System bezeichnet, ist ein Flickenteppich unterschiedlicher reformatorischer Anschauungen, die teilweise schon in den 60er-Jahren formuliert wurden. Ein alter Schuh also. Prechts große Leistung besteht darin, alte aber wichtige Vorschläge und Untersuchungen einem größeren Publikum bekannt zu machen und wieder Schwung in die Bildungsdebatte zu bringen. Die wenigen Aspekte, die Precht selbst beisteuert, erweisen sich als Utopie, wie etwa der Vorschlag, pensionierte Mitarbeiter des Kernforschungszentrums CERN den Physikunterricht leiten zu lassen.

Schritt für Schritt verändert sich unser Schulsystem bereits. Es gibt Rektoren, die das Sitzenbleiben abgeschafft haben und auch die 45-Minuten-Stunde ist längst nicht mehr überall Standard. Precht zeigt uns in *Anna, die Schule und der liebe Gott*, wie die Schule in zwanzig Jahren hoffentlich aussehen wird. Die Lektüre dieses Buches ist sehr zu empfehlen – auch, damit man sich nicht wundert, wenn die Kinder in Zukunft wieder Schuluniformen tragen.

Stefan Krämer

Richard David Precht: *Anna, die Schule und der liebe Gott. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern*. Goldmann, 2013, 19,99 €. E-Buch 15,99 €.



Schweiz soweit das Auge reicht Charles Lewinsky: *Schweizen*

Schweizen! Charles Lewinsky erwähnt schon im Vorwort seines neuen Buches, dass er den Titel geträumt habe und ihn

erst dann mit Inhalt füllte. »Schweizen« ist nach seinen Ausführungen der Plural von Schweiz, »obwohl unser Land natürlich so einmalig ist, dass es gar keinen Plural haben kann.« Auf 176 Seiten beschreibt er, welche Szenarien und Krisen er sich in Zukunft für das Land vorstellen kann. Die 24 Geschichten

werden durch unterschiedliche Textsorten gut inszeniert, es gibt den Nachruf, eine Gebrauchsanweisung, einen persönlichen Brief, Science Fiction und Fabeln. Die Geschichte des Wilhelm Tell wird mittels einer Zeitmaschine variiert, so dass Tell einmal seinen Sohn mit der Armbrust tötet und es ein anderes Mal doch den Vogt trifft, der berühmte Apfel wird natürlich vom Kopf geschossen. Lewinsky versteht es, die Eigenheiten der Schweizer in seine Geschichten aufzunehmen und in die Zukunft zu transportieren, ohne den Blick für die Gegenwart zu verlieren: »Es ist eine Sammlung von Geschichten geworden, die alle einen Trend unserer eidgenössischen Gesellschaft in die Zukunft extrapolieren oder sonstwie satirisch verzerren.« Zukunftsvisionen werden dabei am laufenden Band produziert. So erhält der

konservative Schweizer Politiker und Milliardär Christoph Blocher (und Lobbyist für die genannte Volksinitiative) eine ganz neue Bedeutung und wird gar zum Bundespräsidenten auf Lebenszeit ernannt. Es bleibt zu hoffen, dass Zürich nie »Lakeside Town Inc.« heißen wird und dass sich die satirischen Visionen in Lewinskys Band auch insgesamt nicht alle erfüllen werden. Schweizen ist ein innovatives, anderes Portrait eines Landes, das sonst oft auf wenige Stichworte reduziert wird

Kim Uridat

Charles Lewinsky: *Schweizen. 24 Zukünfte*. Nagel & Kimche, 2013, 17,90. E-Buch 13,99 €.



Zwischen Machbarkeit und Utopie Yehuda Elkana, Hannes Klöpfer: *Die Universität im 21. Jahrhundert*

Es ist eine Utopie veränderter Universitätslandschaften, die Elkana und Klöpfer in ihrem Band andenken.

Utopien leben von einem gewissen Grad an ausgeblendetem Realismus und die Praxis spiegelt ein anderes universitäres Bild, das sich seit geraumer Zeit etabliert hat mit guten und vielen weniger guten Seiten. Die Universität im 21. Jahrhundert. Für eine neue Einheit von Lehre, Forschung und Gesellschaft stellt sich nicht nur eine Universität »Utopia« vor, sondern es wird ein ganz eigenes Universitäts- und Studierendenbild generiert. Eine starke Orientierung an amerikanischen Konzepten ist dieser Universität Utopia abzulesen, wobei sich die Frage stellt, ob sie eine grundsätzliche »World Polity Theorie« in diesem Zusammenhang anbietet. Zwar gleichen sich Bildungssysteme in gewissen Bereichen, allerdings sind gerade die Universitätssysteme Europas und Amerikas in einigen Bereichen divergent. Es können hier nur exemplarische Aspekte vorgestellt werden, auch wenn die Konzeption der Universität 2.0 wesentlich komplexer ist. Die Bachelorreform wird als verbesserungswürdig bezeichnet und deshalb

seien neue Curricula notwendig. Aber zuvor bedarf es »Lernzielen eines Curriculums im Zeichen der Neuen Aufklärung«. Die Universität soll den Studierenden zum Beispiel eine »engagierte Bürgerschaft vermitteln und die nächste Generation von Wissenschaftlern ausbilden.« Letzterer Punkt scheint kein Phänomen der »neuen Aufklärung« zu sein, ist es doch seit geraumer Zeit ein Ziel der Universität.

Gerade die neu zu schaffenden Bachelor-Curricula sollen eine umfassende Allgemeinbildung mit einbeziehen, es geht somit nicht nur um die spezifischen Fachgebiete. Die Autoren stellen sich die Implementierung der Allgemeinbildung folgendermaßen vor: »Die Berufsausbildung in Fächern wie Medizin, Ingenieurwesen, Jura, Krankenpflege, Lehramt oder Theologie sollte erst nach oder zumindest parallel zu mehreren Jahren umfassender Allgemeinbildung erfolgen.« Die Praktikabilitätsfrage kann an dieser Stelle durchaus gestellt werden.

Zweifelloso ist die Entwicklung von Curricula ein wichtiger Bestandteil des universitären Ausbildungsprozesses, allerdings scheint eine unterschiedliche Vorstellung zu bestehen, was diese Curricula beinhalten sollen. So führen die Autoren aus: »Vielerorts müssen Studierende ihren Studiengang bereits zu Beginn ihres Studiums wählen. Hier sind die Curricula oft rein disziplinär ausgerichtet und wollen lediglich spezialisiertes akademisches Wissen und jene Fähigkeiten vermitteln, die für die praktische Tätigkeit oder die Durchführung von Forschungsarbeit auf diesem Gebiet notwendig sind.« An dieser Stelle

stellt sich die grundsätzliche Frage, welche Aufgaben die verschiedenen universitären Fachbereiche haben und ob es nicht genau diese Aufgabe ist, die Elkana und Klöpfer als ungünstig betrachten?

Das Curriculum als wichtiges Element der Fachbereichsausrichtung soll ein »Resultat der kollektiven Arbeit mehrerer Lehrender« sein, doch ihr Verständnis der »akademischen Freiheit« bezieht sich nicht auf die der Lehrenden, sondern in dem Fall eher auf die »Freiheit der Fakultät«, was den Studierenden mit auf den Weg gegeben werden soll. Neben der Schaffung neuer Curricula beleuchten die Autoren zusätzliche universitäre Aspekte, die eine »neue Einheit von Lehre, Forschung und Gesellschaft« mit sich bringen würden, ihre neue Vorstellung bezeichnen sie selbst als »pragmatischen Humanismus«.

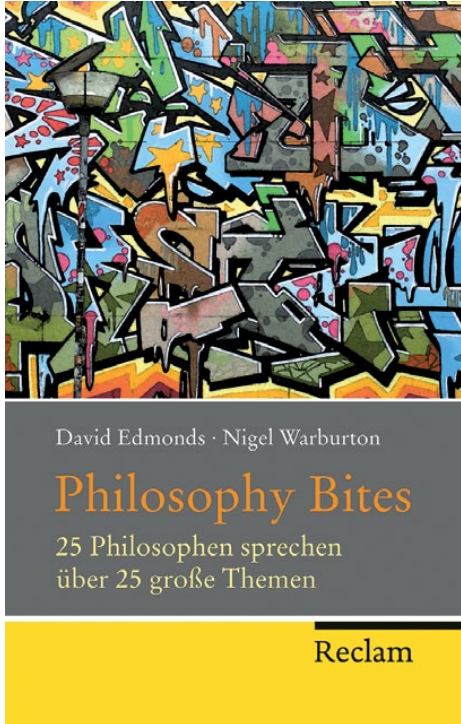
Elkana und Klöpfer entwickeln somit eine komplexe Neukonzeption der Universität und weisen auf die Verzahnung von Theorie und Praxis bzw. auf den »Lebenswirklichkeitsaspekt« hin. Jeder muss am Ende selbst abwägen, ob genau diese Utopie als Modell erstrebenswert ist.

Kim Uridat

Yehuda Elkana, Hannes Klöpfer: *Die Universität im 21. Jahrhundert. Für eine neue Einheit von Lehre, Forschung und Gesellschaft*. Edition Körber-Stiftung, 2012, 18 €. E-Buch 13,99 €.

Philosophy bites!

25 Philosophen sprechen über 25 große Themen – im Podcast und im Print



Die Wissenschaft der Wissenschaften kann mitunter doch sehr schwer zu verstehen sein. Vielen geht es sogar so, dass sie ihre eigene Frage nicht mehr verstehen, wenn sie eine Antwort eines Philosophen auf jene bekommen haben. *Philosophy Bites* – ein Sammelband, der 25 Interviews mit versierten, zeitgenössischen Philosophen rund um die großen Themen Ethik, Politik, Geist, Religion und Kunst präsentiert, könnte da aber nun Abhilfe schaffen.

Allein schon vom Format fällt die lockere, mit Bedacht nicht elitäre Vortragsweise in den Fokus. Ursprungsmaterial ist eine Podcast-Reihe, die auf positive Resonanz in Form von sieben Millionen Downloads stieß und nach wie vor aktualisiert wird (www.philosophybites.com). Die Interviews (die für diesen Band verschriftlicht wurden) sind das Konzept: Das Gespräch ist auch Anknüpfung an die historische Genese der Philosophie. Sokrates' Werk liegt im Wesentlichen als Dialog vor und dieser hat für die beiden Herausgeber und Interviewleiter David Edmonds (ausgebildeter Philosoph, der bei der *BBC* arbeitet und bereits mit zahlreichen Preisen überschüttet wurde) und Nigel

Warburton (philosophischer Autor zahlreicher Bestseller) vor allem die Aufgabe einer Erläuterung, wie sie im Vorwort deutlich machen.

Die beiden verstehen ihr Handwerk, lassen sich in den Gesprächen in aller Ruhe erst einmal den Gesprächsgegenstand erklären, haken nach, wenn etwas unklar bleibt und intervenieren, wenn der Gesprächspartner zu weit vom Hauptthema abschweift oder zu fachterminologisch wird. Recht schnell spürt man: Beide sind didaktisch geschult – dies kommt natürlich dem Leser zugute, der dadurch keine Angst haben muss, auf den ›Pfad der Dämmerung‹ zu geraten, wenn es zum Beispiel um den Skeptizismus (Barry Stroud), das »Paradoxon des Tragischen« (Alex Neill) oder den Kosmopolitismus (Kwame Anthony Appiah) geht.

Besonders gelungen ist die Übersicht der Antworten auf die von den Herausgebern unvermittelt gestellte Frage, was denn Philosophie überhaupt sei. A.W. Moore daraufhin: »Die Frage bringt mich in ziemliche Verlegenheit. Aber eine Aussage, die mit Sicherheit stimmt, ist, dass »Was ist Philosophie?« selbst eine ausgesprochen philosophische Frage ist.« So weit, so gut. Die Gesprächssammlung schafft es jedenfalls, ein weiteres Charakteristikum von Philosophie aufzuzeigen: der alltägliche Bezug zur Welt wird durch sie in Frage stellt.

Etwa dann, wenn Wendy Brown (Professorin für Politikwissenschaften aus Berkeley) den Begriff der Toleranz untersucht und dabei auffällt, dass dieser für den Fortgang der Geschichte durchaus kontraproduktiv sein kann. Oder wenn Derek Matravers von der Open University als Ästhetik-Experte erklärt, warum Duchamps *Urinal* ein famoses Kunstwerk ist, ein herkömmliches jedoch nicht. Ebenso Highlight: Peter Singer (der neben Michael Sandel wohl prominenteste Gesprächspartner der Serie und einer der umstrittensten Philosophen der Gegenwart), der in einigen Fällen Tierrechten einen höheren moralischen Status einräumt als Menschenrechten. Gewagte, eben bissige Thesen, alles in allem Zündstoff, der Lust auf eine weiterführende, noch differenzierte Lektüre

der angerissenen Themenkomplexe macht. Einziges Manko: die Kurzporträts der interviewten Philosophen hätten etwas ausführlicher geraten können.

Philipp Kressmann

David Edmonds und Nigel Warburton: *Philosophy bites. 25 große Philosophen sprechen über 25 große Themen*. Übersetzt von Holger Hanowell. Reclam, 2013. 12,95 €.

Aufgeklärter Terror

Henning Ritter begibt sich auf die Spurensuche nach der Dialektik von Grausamkeit und Mitleid im 19. Jahrhundert

»Ich werde diesen Kelch bis zur Neige trinken«, spricht der französische König Ludwig XVI., bevor er sich den willfährigen Händen des Henkers überlässt. »Niemand kann schuldlos herrschen«, heißt der Urteilspruch. Saint-Just, der Ankläger, wird bei seiner eigenen Hinrichtung, ein Jahr später, auf dem Schafott schweigen. Wir schreiben das Jahr 1793 – ein Wendepunkt in der europäischen Geschichtsschreibung. Albert Camus, humanistischer Existenzphilosoph, legte 150 Jahre später dar, wie mit der Tötung des Königs als seines Stellvertreters auf Erden der christliche Gott entkörperlicht wurde und nur den »Scheingott im Himmel der Prinzipien« hinterließ. Wir treten aus der gottgewollten Ordnung in die Herrschaft der Geschichte ein.

Auch Henning Ritter setzt in seiner Essaysammlung *Die Schreie der Verwundeten. Versuch über die Grausamkeit* seine Überlegungen an diesem Punkt der Hinrichtung Ludwigs XVI. an. Über Jules Michelet, den frühen Historiker der Französischen Revolution, schreibt er: »Die Mitleidlosigkeit des Jakobinischen Terrors war für Michelet zu einer Bedrohung des bewahrenswerten Erbes der Revolution geworden.« Das Leiden am Schmerz der Opfer der Geschichte, die »Gabe der Tränen«, als Triebfeder des Historikers ist nur einer der vielen Aspekte die Ritter der Wechselwirkung von Grausamkeit und Mitleid bringt.

Seine Kompilation von sechs Essays und einem Vorwort untersucht diese Wechselwirkung im 19. Jahrhundert. Im Zentrum steht jene Frage, warum mit fortschreitender Aufklärung des Menschen die Grausamkeit zu- und nicht abnimmt. »Die moderne Gesellschaft enthielt unlösbare Widersprüche. Zu diesen Widersprüchen gehörte, dass man in einer Epoche der Friedlichkeit zu leben glaubte, und dass immer wieder Kriege geführt wurden, die grausamer waren als die Kriege der Vergangenheit.« Antworten sucht der Essayist nicht an Orten, an denen sie zu erwarten wären, etwa bei der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule, sondern bei den Zeitzeugen des Jahrhunderts – den Mitleidenden an den moralischen Wirrnissen

ihrer Epoche. In jedem Kapitel steht eine Schlüsselfigur im Mittelpunkt, die Aufschluss über den Stand der moralischen Debatte ihrer Zeit gibt. Neben den Protagonisten erhalten viele weitere Persönlichkeiten der europäischen Geistesgeschichte eine Stimme in Ritters Werk. Es entspinnt sich Dialoge zwischen Philosophen, Naturforschern und Historikern, die zusammen ein dichtes sozialgeschichtliches Panorama erzeugen. Henning Ritter übernimmt die Rolle des Beobachters zweiter Ordnung. So schaut er dem Demokratieforscher Alexis de Toqueville bei seinen Reisen in Nordamerika über die Schulter, analysiert zusammen mit Arthur Schopenhauer Zeitungsartikel auf der Suche nach dem Ursprung menschlicher Gräueltaten; und sucht Darwin in seinem Versteck auf, der mit ansehen muss, wie seine Erkenntnisse der Biologie auf die Gesellschaftstheorie übertragen werden.

Auch wenn der Titel der Essaysammlung auf die Thematik der Grausamkeit verweist, so steht das Mitleid, das aus der Wahrnehmung menschlicher und gesellschaftlicher Grausamkeit und Ungerechtigkeit erwächst, im Fokus. Damit schließt Ritter nahtlos an seinen Vorgänger-Band *Nahes und fernes Unglück* an, in dem er die Frage nach der Reichweite des Mitleids stellt. Es sind Persönlichkeiten wie Henri Dunant, die Gründerfigur des Roten Kreuzes, die ihn interessieren, nicht diejenigen, die Gräueltaten vollbringen. Für die Menschheit gilt, wie für den Beschuldigten in einem rechtsstaatlichen Verfahren: Es greift die Unschuldsvermutung. Grausamkeit erscheint nicht als anthropologische Konstante, sondern als Problem einer veränderten Geisteshandlung: »Gerade weil die modernen Völker keinen kriegerischen Geist hatten, waren ihre Kriege so grausam.« Es ist die Verbindung von berechnendem Geist und der Abspaltung des Gefühls vom Verstand, durch die das einzelne Menschenleben quantifiziert und schließlich nivelliert wird. »Grausamkeit ohne Grausamkeit« lautet die Formel, die der Autor Stendhals

Roman *Rot und Schwarz* entnimmt; und von der ausgehend er die eigentümliche Verschränkung von fortschrittlicher Kriegstechnik und humanitärer Hilfsbereitschaft, die bis in unsere heutige Zeit fortwirkt, erklärt.

Der im Juni 2013 verstorbene langjährige *FAZ*-Redakteur Henning Ritter galt als Geisteswissenschaftler der alten Schule und brillanter Stilist. Sein Essay zeugt von der Eleganz und Sicherheit seines journalistischen Stils. Wie Albert Camus pflegte auch Ritter den philosophischen Zweifel, wie der Franzose vertrat er dabei einen klaren humanistischen Standpunkt.

Unterschiede ergeben sich vor allem in der Ausführung der Gedanken. Im Gegensatz zu Camus' philosophischen Abhandlungen erhebt Ritter seine eigene Stimme in seinen Essays kaum. Appelle an den Leser oder konsequente Schlussfolgerungen sucht man in diesem Buch vergeblich. Stattdessen lenkt er behutsam das Denken in die Bahn des Mitfühlens, über die kraftvollen Bilder, die er erschafft. Es erscheint ein Autor, der sich nicht in die eigenen Karten schauen lässt, dafür aber umso brillanter die Karten seiner Figuren offenlegt. *Schreie der Verwundeten* führt eine lange Reihe von Gedankenlinien der europäischen Ideengeschichte auf, die bis in unsere Gegenwart reichen. Die Zusammenführung dieser Linien überlässt Ritter dankenswerterweise dem Leser.

Livia Kleinwächter

Henning Ritter: *Die Schreie der Verwundeten. Versuch über die Grausamkeit*. C.H. Beck, 2013, 19,95 €. E-Buch 15,99 €.



Die Kunst des literarischen Reisens

Kann man die Welt vom Sessel aus entdecken?

Pierre Bayard verrät es in *Wie man über Orte spricht, an denen man nicht gewesen ist*

»In jenen wahnsinnsdüsteren Vierteln, welche die beiden Flußarme verbinden, sich an den Bahnhöfen entlang ziehen und den Kanal von beiden Seiten umschließen oder sich zwischen der Goose-Insel und dem Hafen verlieren, gibt es enge Straßen mit Feuerleitern, die bis zu den Dächern hinaufklettern und deren gebrochene Linien sich vor dem tagsüber weißen und nachts roten Himmel abheben.«

Jemand, der eine so detaillierte Beschreibung eines Ortes geben kann, der muss schon einmal dort gewesen sein. Jewgenji reist jedoch nur in Gedanken als virtueller Besucher in das Chicago seiner Träume.

Wer wie Jewgenji die Gedankenreise ausprobieren möchte, gerne auf Reisen geht, neue Orte kennenlernt und fremde Länder erkundet, aber dafür sein Wohnzimmer nicht verlassen möchte, der sollte sich das neue Buch *Wie man über Orte spricht, an denen man nicht gewesen ist* von Pierre Bayard nicht entgehen lassen. Er hat es nach seinem Bestseller *Wie man über Bücher spricht, die man nicht gelesen hat* geschrieben, in dem er sich mit feinem Humor über die Unmöglichkeit nicht zu lesen, lustig macht. Bayard macht deutlich, dass es nicht beeindruckend ist, prahlend über Werke zu sprechen, die man nur quergelesen hat oder aus zweiter Quelle kennt. Somit widerspricht er dem Titel seines Buches, da die Quintessenz hier ist, dass nur das Selberlesen Eindruck auf der nächsten Party macht.

Wie man über Orte spricht, an denen man nicht gewesen ist hält, was der Titel verspricht. Jedoch sollte man sich nicht täuschen lassen und glauben, dass es sich um einen Ratgeber handelt. Der Literaturprofessor und Psychoanalytiker Bayard bleibt bei seiner Leidenschaft Literatur und schreibt über Journalisten, Schriftsteller, Autoren und Forscher, die sich als Blender herausstellen, da sie über Orte schreiben, an denen sie nicht gewesen sind. Er deckt auf, wer die Weltliteratur durch seine Abenteuer in fremden Ländern bereicherte, ohne aber tatsächlich je einen Fuß in dieses Land gesetzt zu haben. Die Frage ist: Kann diese Art von Fantasie-Rei-

seliteratur funktionieren? Laut Pierre Bayard sogar wunderbar. Viele meinen, dass man an einem Ort gewesen sein muss, um viel über ihn zu wissen und sich einen Eindruck von ihm machen zu können. Fehlangeige! Der Besuch eines fremden Ortes kann Gefahren mit sich bringen oder verhindern den Ort wirklich zu erleben. Orte aus der Entfernung zu betrachten kann dementsprechend eine Lösung oder sogar hilfreicher sein, um ihn richtig kennenzulernen.

Ein Beispiel ist Jules Vernes, der seine Hauptfigur Phileas Fogg in 80 Tagen einmal rund um den Planeten reisen ließ. Jedoch kann man das, was er macht, nicht Reise nennen, sondern es handelt sich, wie er selbst betont, um eine Art des Nichtreisens. Denn Fogg interessiert sich überhaupt nicht für die Länder, durch die er reist, und verweigert sich auch jeder Form von Tourismus. Augenzwinkernd erläutert Pierre Bayard das Nichtreisen, indem man Orte mit dem Flugzeug überfliegt und weitere Formen, sich Wissen über ferne Länder anzueignen, ohne dort gewesen zu sein. Er entlarvt nicht nur den berühmten Karl May, der vorgab seine Abenteuer im Wilden Westen, die er in *Winnetou* beschreibt, selbst erlebt zu haben, sondern nimmt sich auch Margaret Mead vor, die mit fiktiven Berichten über das Sexualleben auf Samoa die Anthropologie bereicherte. Bayard nimmt Jayson Blair, Journalist der New York Times, unter die Lupe und weist detektivisch Unstimmigkeiten in seinen Artikeln nach und schult den Leser, Artikel auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen und nicht alles zu glauben, was ihm vorgesetzt wird. Er zeigt dem Leser, dass man mit einem geschärften Blick kleine Fehler oder Ungereimtheiten im Inhalt einiger Autoren entdecken kann und eröffnet damit die Möglichkeit, dass auch mal die ganz großen Literaten und Journalisten in die Trickkiste greifen, um sich Zeit zu sparen oder um eine Sensationsgeschichte zu landen. Vielen Lesern würde es gar nicht auffallen oder man würde sie als künstlerische Freiheit sehen. Wer reist, hat

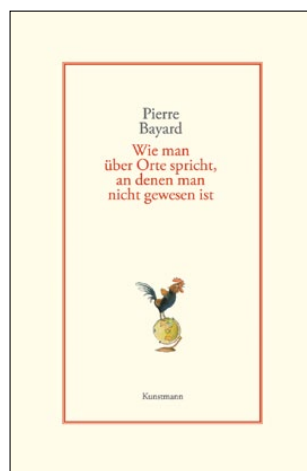
normalerweise viel zu erzählen. Einige wollen aber nur erzählen, dass sie gereist sind, ohne es getan zu haben. Dazu benötigen sie enormes Wissen. Dieses Wissen ist dank einer gigantischen Menge von Reiseberichten in großer Vielzahl verfügbar. Marco Polo zum Beispiel, der angeblich durch China zog, aber in Wahrheit vielleicht nicht weiter als Konstantinopel kam, bediente sich der ihm vorgetragenen Geschichten und gab sie später als seine heraus. Das nehmen wir ihm jedoch nicht übel, da solche Reiseerzählungen unsere

Fantasie immer wieder beflügeln.

Dieses Buch gibt einen wunderbaren Überblick über die verschiedensten Schriftsteller und ihre geografischen Ausflüge, es kann mit dem Reiz des echten Reisens und Erkundens fremder Regionen jedoch nicht mithalten. Insgesamt aber gelingt es Bayard, mit seiner These zu überzeugen, dass die Kunst, einen Ort zu beschreiben, einen guten Autor auszeichnet – ganz egal, ob dieser Platz nun wirklich existiert oder ein Fantasieprodukt ist.

Sina Brandt

Pierre Bayard: *Wie man über Orte spricht, an denen man nicht gewesen ist*. Kunstmann, 2013, 18,95 €. E-Buch 15,99 €.





Die Stadt lebt! Bernhard Kegel: *Tiere in der Stadt*

Von wegen Betonwüste! Bernhard Kegels Buch *Tiere in der Stadt – Eine Naturgeschichte* wirft einen

ungewohnt humorvollen Blick auf Flora und Fauna in der Stadt.

Wir leben in seltsamen Zeiten: »Füchse trotten seelenruhig über die Bürgersteige, Wildschweine übernehmen die Gestaltung der Vorgärten, Waschbären plündern die Mülltonnen und poltern auf dem Dachboden, Steinmarder legen Autos lahm.« Doch warum tun sie das? Warum leben sie ausge-rechnet in unserer Nähe? Die naheliegendste Vermutung wäre, dass die Tiere aus ihrem natürlichen Lebensraum verdrängt und in die Städte getrieben wurden. Doch wie ist dann der hohe Artenreichtum in der Stadt im Vergleich zu ländlichen Regionen zu erklären?

Der Biologe Bernhard Kegel widmet sich in seinem achten Buch auf sehr spannende und humorvolle Art und Weise der Frage, was Tiere mitbringen und wie sie sich anpassen müssen, um in unserer Nachbarschaft überleben

zu können. Und wie sah eigentlich die Stadtnatur vor zweihundert oder fünfhundert Jahren aus? Zu Beginn ist erstmal ein Geständnis nötig: Nein, nicht jedes Kapitel in *Tiere in der Stadt* ist eine Freude. Während »Floh und Co« noch geringes Unwohlsein und das Bedürfnis auslöst, das eigene Sofa ausgiebig abzusaugen (ähnlich wie die nachfolgenden Ausführungen über Schaben, Wanzen und Fliegen und deren Alltag), werden spätestens beim Thema Milben doch Belastungsgrenzen in punkto Ekelempfinden ausgetestet, insbesondere beim Unterkapitel »Milben, die in Hautporen leben«. Da möchte man sich nach der Buchlektüre eigentlich am liebsten nach Hausschweinart am Türrahmen schubbern. Ebenfalls nicht appetitlich ist, was man über das »Ökosystem Bett« so alles erfährt, inklusive Autorenfazit: »Machen Sie sich keine Illusionen, dass es bei Ihnen im Bett anders aussehen könnte.«

Und doch liest man weiter, und hat nicht das Bedürfnis, auch nur eine Seite zu überspringen. Dies ist in erster Linie Bernhard Kegels humorvollem Schreibstil zu verdanken. Man merkt dem Buch an, dass hier jemand von seinem Thema begeistert ist. Plötzlich sind sogar Parasiten nicht mehr bloß ekelig, sondern auch faszinierend. Am Ende ist es Kegel hoch anzurechnen, dass er nicht den einfachen Weg gewählt hat, uns nur sympathischere Tiere in der Stadt vorzustellen.

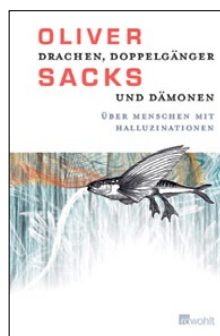
Besonders anschaulich ist die Zeitreise durch die Stadtnatur beschrieben, sodass man tatsächlich das Gefühl hat, mit dem Autor gemeinsam durch knöcheltiefen Unrat auf den Straßen von Paris im 18. Jahrhundert zu wandeln. Eine überraschend lehrreiche Erfahrung.

Weniger gelungen erscheint in *Tiere in der Stadt* dagegen die Struktur. Durch eingeschobene, grau hinterlegte Hintergrundinformationen oder Anekdoten, die wohl dazu dienen sollen, den Text aufzulockern, verliert man beim Lesen schnell den Faden. Zudem ist die Kapitelaufteilung nicht immer nachvollziehbar. Es sollte nicht unerwähnt bleiben, dass der Titel *Tiere in der Stadt* im Buch sehr frei ausgelegt wird, da Kegel auch Pflanzen, Klima und Bodenbeschaffenheit ausgiebig behandelt.

Trotz dieser Kritikpunkte ist Bernhard Kegels Buch zu empfehlen. Es verfolgt den für Städter neuen Gedanken, dass sich Tiere durchaus bewusst für den Lebensraum Stadt entscheiden – und es hier öfter zu unerwarteten Begegnungen mit dem Menschen kommt, als man gemeinhin annimmt.

Lea Salje

Bernhard Kegel. *Tiere in der Stadt – Eine Naturgeschichte*. DuMont, 2013, 22 €. E-Buch 17,99 €.



Die Reise zum Mittelpunkt des Menschen Oliver Sacks: *Drachen, Doppelgänger und Dämonen*

Die Wirklichkeit Betroffener wird durch

Sinnestäuschungen verzerrt. Stimmen werden gehört, ohne dass jemand spricht, Objekte gesehen, die nicht existieren. Sacks vollführt einen Seiltanz zwischen Fiktion und Realität.

Oliver Sacks, Autor und Professor für Neurologie und Psychiatrie an der Columbia University bleibt seiner Passion in *Drachen, Doppelgänger und Dämonen* als detailgenauer Beobachter der menschlichen Psyche treu. »Denn Halluzinationen sind wir passiv und hilflos ausgeliefert: Sie stoßen uns zu – selbstherrlich kommen und gehen sie, wann es ihnen gefällt und nicht, wann es uns ge-

fällt.« Sacks gibt auf 352 Seiten in 15 Kapiteln einen Überblick über die Geschichte der Halluzinationen und beschreibt das Krankheitsbild detailliert. »Viele meiner Patienten erleben sowohl echte Halluzinationen wie Sinnestäuschungen und komplexe Fehlwahrnehmungen, wobei sich die einen von den anderen nur schwer abgrenzen lassen.« Sacks untersucht und differenziert verschiedene Wirkungsweisen von Drogen wie Haschisch und Kokain auf die menschliche Psyche. Er erklärt seinen Gegenstand informativ und sachlich durch Fallbeispiele. Der rote Faden, die Begeisterung und das Mitgefühl mit Betroffenen wird in diesem Buch sehr deutlich. Eine Frau, die durch Halluzinationen fähig ist, Gedichte zu schreiben oder ein Mann, der die Einsamkeit sucht, um die Welt in seinen Gedanken wie einen Film zu betrachten.

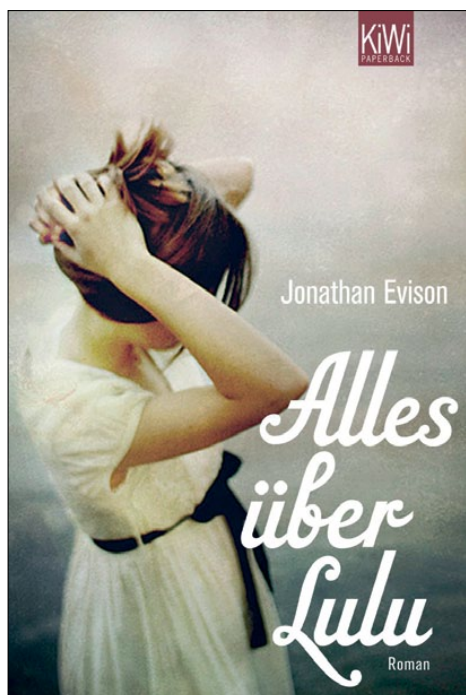
Sacks klärt auf, regt zum Nachdenken an und macht das Thema transparent. Identifikation entsteht, es kann jeden, sogar Oliver Sacks treffen: »zur Zeit, als ich, als junger Mann, allein in einer fremden Stadt lebte, habe ich oft genug meinen Namen von einer unver-

kennbar teuren Stimme rufen gehört.« Ein offener Umgang entwickelt sich, in dem er eigene Erfahrungen wie in seinem Buch *Das innere Auge* preisgibt. Die immense Leistung des menschlichen Gehirns und seine Fähigkeiten werden explizit erläutert. Doch auch Sacks kann das Mysterium Mensch nicht ganz entschlüsseln.

Dennoch ist dieses Buch für Träumer, Wissbegierige und Leser, die sich gerne in eine surreale Welt versetzen lassen, zu empfehlen. Einsteiger sollten ein generelles Interesse an dem Thema haben und sind besser beraten, sich zunächst ein früheres Werk des Autors und Sekundärliteratur zuzulegen, um die Gedankengänge und die Komplexität der menschlichen Psyche zu verstehen.

Patrick Bonath

Oliver Sacks: *Drachen, Doppelgänger und Dämonen. Über Menschen mit Halluzinationen*. Rowohlt, 2013, 22,95 €



Jonathan Evison: *Alles über Lulu*

USA 1974: Will Miller ist sieben und seine Mutter stirbt. Von nun an begleitet der Leser ihn auf seinem Weg, und dass der nicht einfach ist, wird rasch klar. »Ohne Fleiß kein Preis« ist das Motto der Familie. Vater Big Bill und Wills Brüder sind fleißige Bodybuilder. Ihre ganze Welt aus Fleisch und auch Wills früheste Erinnerungen basieren darauf. Evison schildert das so bildlich, dass es einen nicht wundert, dass Will mit sieben Jahren zum Vegetarier wird. Wie alle introvertierten Kinder ist er für eine Rettung reif, und sie kommt in der Form einer Stiefschwester: Lulu. Doch dann kehrt Lulu traumatisiert aus einem Cheerleader-Camp zurück und wendet sich von Will ab. Seine Obsession für sie kann er aber nicht loswerden und auch das Fleisch verfolgt ihn: Ob als Burgerverkäufer oder Teilhaber eines Hotdog-Standes. Vieles davon erinnert an John Irvings Romane – Evison kopiert dabei nicht, sondern entwickelt eine eigene Art zu Schreiben: lakonisch, humorvoll, einfallreich, mit schrägen Metaphern. Mit einer klaren und mitreißenden Sprache gelingt ihm ein wunderbares Erstlingswerk über Selbstbestimmung und Schicksal mit vielen skurrilen, aber liebenswerten Charakteren. Und es bleibt spannend bis zur letzten Seite, denn das Familiengenheimnis verrät er erst am Ende des Romans.

Sonja Gerschkowitsch

Jonathan Evison: *Alles über Lulu*. Kiepenheuer & Witsch, 2013, 9,99 €. E-Buch 9,99 €.

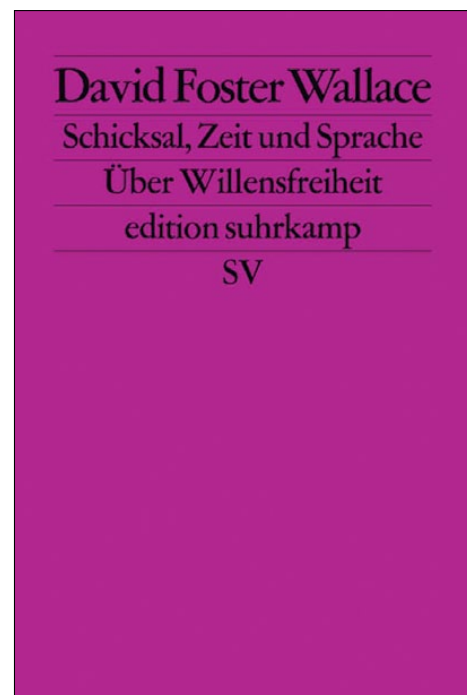


Jan Knopf: *Bertolt Brecht. Lebenskunst in finsternen Zeiten*

Wer die *Dreigroschenoper*, den *guten Menschen von Sezuan* und die *Mutter Courage* gesehen oder gelesen hat und glaubt, genügend von Brecht zu kennen, dem empfehle ich Brechts *Gesammelte Werke* oder aber zunächst Jan Knopfs Biografie *Bertolt Brecht. Lebenskunst in finsternen Zeiten*. Der Autor ist Leiter der Arbeitsstelle *Bertolt Brecht* am KIT (Karlsruhe), weiß also, wovon er schreibt – und er schreibt lesenswert. Knopf erzählt vom Leben und Schaffen eines eigenwilligen Mannes und innovativen Künstlers, der in jeder Gesellschaft und Ideologie aneckte. Die »Lebenskunst« Brechts in den Zeiten zwischen deutschem Kaiserreich und der Nachkriegszeit in der DDR steht im Mittelpunkt, und die Kunst, die bei Brecht vor allem als Aktion gegen Krieg und soziale Verrohung verstanden werden kann. Und doch bleibt am Ende ein Brecht, der mehr ist als nur kommunistischer Künstler. Sowohl Kenner als auch Nichtbesitzer der Werkausgabe sollten die Biografie lesen. Diese literaturwissenschaftlich und historisch fundierte Erzählung vom Wandel und Wirken des Lebens und der Kunst liest sich kurzweilig und ist dank ihrer Kontextualisierung und Interpretationsangebote höchst informativ. »Laßt euch nicht verführen«, lest die Biografie, lest den Brecht!

Rafael Buglowski

Jan Knopf: *Bertolt Brecht. Lebenskunst in finsternen Zeiten. Biografie*. Hanser, 2012, 27,90 €. E-Buch 20,99 €.



David Foster Wallace: *Schicksal, Zeit und Sprache*

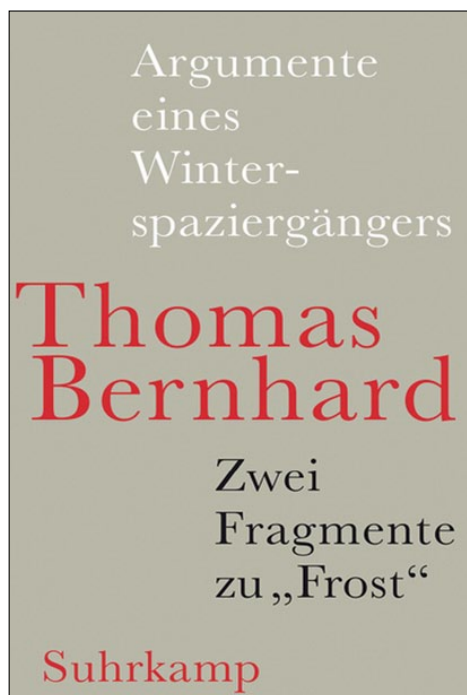
Bestimmen wir überhaupt selbst, was wir tun? David Foster Wallace ging dieser Frage in seiner Studienzeit intensiv nach. Mit *Schicksal, Zeit und Sprache* ist bei Suhrkamp eine Sammlung von Kommentaren über das Leben von Foster Wallace und eine eigene Arbeit des Autors erschienen.

Während in der Einleitung fünf Beiträge das Leben von Wallace skizzieren und die Grundlage zu dessen Text aufzeigen, schildert der Autor selbst in seinem Essay, wie weit der Determinismus in Kontrast zum existierenden Fatalismus steht. Kurz: Kontrolliert der Mensch letzten Endes wirklich selbst, was er tut?

Eloquent behandelt Wallace die Ebene zwischen Sprache und Philosophie und macht sich Gedanken über die Funktionsweise des von Richard Taylor entworfenen Fatalismus. Wallace fragt sich, ob unsere Entscheidungen von einem Gott gewollt, vom Schicksal vorbestimmt oder von Naturgesetzen festgelegt sind. Dabei nimmt er zwar ausführlich Rücksicht auf die im Titel geschilderten Aspekte »Schicksal«, »Zeit« und »Sprache«, allerdings nicht auf die Leser. Der Text ist sprachlich brillant, was seiner Verständlichkeit für Laien manchmal zum Verhängnis wird.

Ricarda Rau

David Foster Wallace: *Schicksal, Zeit und Sprache. Über Willensfreiheit*. Suhrkamp, 2012, 15,00 €. E-Buch 14,99 €.

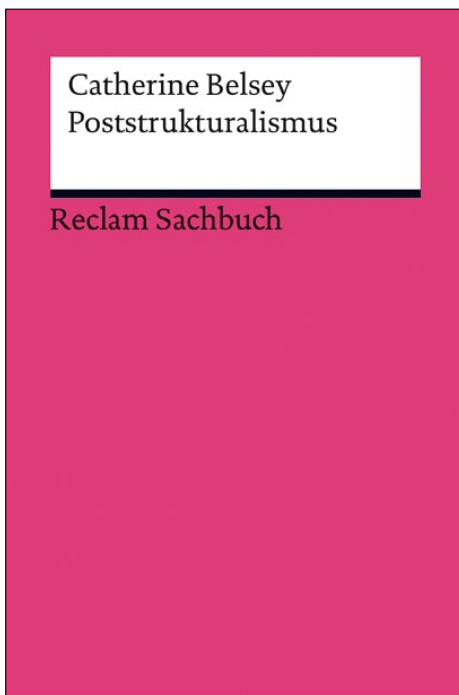


Thomas Bernhard: *Argumente eines Winterspaziergängers*

Den Bernhard der 60er-Jahre muss man sich als einen writeraholic vorstellen, der sich von der katholischen Kitschdümlei seines lyrischen Frühwerks mühselig zur Modernität seiner späteren Suaden wegschreiben musste. Dies bezeugt einmal mehr dieser zum 50-jährigen Jubiläum seines Romandebüts *Frost* erschienene Band, der zwei Fragmente aus dem *Frost*-Komplex und das Faksimile des kürzeren Textes abdruckt. Das Faksimile des traditioneller erzählten Texts *Leichtlebig* führt die intensiven Schreibmühen Bernhards buchstäblich vor Augen: Stellenweise erscheinen die Seiten geradezu als Schreibmaschinenpalimpseste. Auch stilistisch reichen die beiden Fragmente noch nicht an *Frost* heran. Obwohl bereits Ansätze zu den wütenden Monologendlosschleifen erkennbar sind, besonders im titelgebenden Text, erzählt Bernhard teilweise ganz traditionell (Wetterbeschreibungen!). Eine knappe Nachbemerkung der Editoren beschließt den Band mit Informationen zur Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte. Zu hoch erscheint mir der Preis für dieses dünne Buch. Trotzdem: Die Argumente machen Lust, mal wieder den Maler Strauch runter ins Dorf zu begleiten.

Ali Zein

Thomas Bernhard: *Argumente eines Winterspaziergängers. Zwei Fragmente zu »Frost«: Leichtlebig.* Suhrkamp, 2013. 18,95 €. E-Buch: 15,99 €.

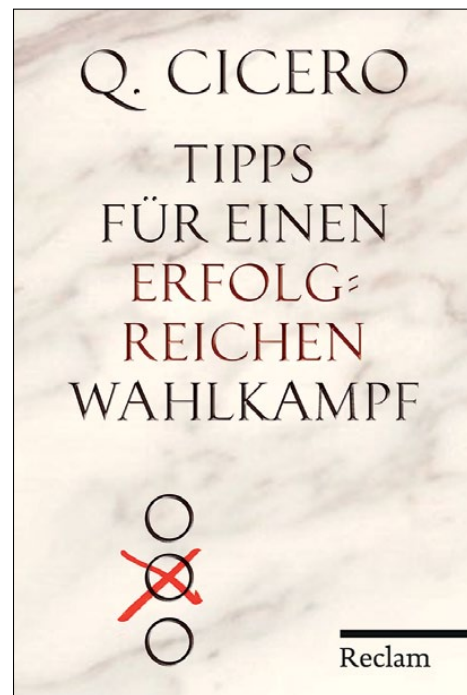


Catherine Belsey: *Poststrukturalismus*

Poststrukturalisten nehmen ihren Ausgang von der Saussure'schen Arbitrarität sprachlicher Zeichen, deren Differenz zueinander, durch die sie erst ihre Bedeutungen erhalten. So besteht zwischen der Lautfolge B-a-u-m und der Pflanze nie eine naturgegebene Verbindung. Die Laute bezeichnet die Pflanze, weil alle anderen Lautfolgen nicht die Pflanze bezeichnen. Poststrukturalistische Theorien, trotz aller Unterschiede, spüren dieser Differenz nach, indem sie nahezu alles von Mythos bis Mode als sprachartige Zeichensysteme interpretieren und auf das Fehlen naturgegebener Verhältnisse pochen. Poststrukturalistische Theorien versuchen sich damit, fernab allen angeblich postmodernen anything goes, erstmal nur im Denken von Differenzen und ›der‹ Differenz. Belseys Einführung gibt dazu einen verständlich geschriebenen und didaktisch im positiven Sinn aufbereiteten Einblick. Sie führt in fünf Kapiteln durch die großen Themen (Sprache, Sinn, Subjekt, Begierde) und Theoretiker, die gewöhnlich mit ›dem‹ Poststrukturalismus assoziiert werden (Barthes, Kristeva, Althusser, Foucault, Lacan, Derrida), mit viel Bildmaterial, Info-Kästen und Beispielen plakativ im besten Sinne. Dadurch eignet sich ihre Einführung besonders für Studierende im Grundstudium.

Ali Zein

Catherine Belsey: *Poststrukturalismus.* Aus dem Englischen übersetzt von Jürgen Schröder. Reclam, 2013. 5,80 €.



Quintus Tullius Cicero: *Tipps für einen erfolgreichen Wahlkampf*

Über antike politische Philosophie hat man bestimmt schon was gehört, und sei es nur, dass die Demokratie im antiken Griechenland anfang; wie es aber mit dem antiken Wahlkampf aussah eher nicht. Quintus Cicero (der Bruder von Marcus Tullius Cicero) zeigt, es geht um Präsenz und Prestige, es geht darum »so viel Ohren wie möglich mit bestmöglichen Berichten über [s]ich zu füllen« (49 u. 51) – und wie das in einer vormodernen, das heißt vor allem vortechnologischen Gesellschaft funktionieren kann, dafür ist Quintus' kleine Wahlkampfschrift eine wirkliche Siegesanleitung. Auffällig ist daran: Es hat sich an den Techniken und Absichten nicht viel geändert, besonders wenn es ums politische Sozialisieren geht, allein die Mittel sind heute andere, ubiquitärere. Schmeichle den Wählern ungeniert! – Versprich allen alles! – Umgib Dich mit den richtigen Leuten! – Die Ausgabe ist editorisch gut aufbereitet, bietet Textkritik und Lesevarianten, einen großen informativen Anhang, z. B. ein erläuterndes Personenregister, Literaturhinweise. Zuletzt beleuchtet ein informatives Nachwort Wahlrecht und -praktiken der römischen Republik. Somit liegt auch eine leicht greifbare Edition für Studierende vor.

Ali Zein

Quintus Tullius Cicero: *Tipps für einen erfolgreichen Wahlkampf.* Übersetzt und herausgegeben von Kai Brodersen. Reclam, 2013. 7,- €.



Blicke aus der Peripherie

Die Malerin Silvia Springorum streift durch urbane Räume und hält das Licht im Alltag fest

Wer durch die Straßen von Mönchengladbach oder Düsseldorf geht, kann mit etwas Glück eine Malerin bei der Arbeit erleben, die sich in Parks, Cafés und Passagen an das Archivieren selbstvergessener Momente unseres Alltags macht. Silvia Springorum hat sich einer Perspektive der Peripherie verschrieben und malt mit klassischer Öltechnik und selbst hergestellten Farben jene flüchtigen Dinge, die allzu schnell übersehen und selbst auf Fotos selten festgehalten werden. Sie behält das Kind im Auge, das in der Drehtür eines Ladens sein Spiegelbild entdeckt, eine rasche Umarmung zwischen zwei Schritten, Regenwasser, das sich in Pfützen nach der Durchfahrt eines Autos gerade wieder beruhigt. Beinahe jeden Tag erforscht sie in skizzenhaften, rund 20 x 20 cm kleinen Miniaturen das »Dazwischen«, wie sie die Beutezonen der von Licht und Gesten abgegrenzten Räume nennt, die sich in ihren Bildern zu einer Fülle aus Zitaten, Andeutungen und Echos hin in die Werke der bildenden Kunst und der Literatur entfalten.

Silvia Springorum lebt nach dem Studium der Kunst, Philosophie und Germanistik mit erstem und zweitem Staatsexamen heute als freie Künstlerin in der Nähe von Düsseldorf, wo in ihrem Atelier neben zahlreichen Miniaturen auch riesige Leinwände Platz finden, auf denen sich mitunter ganz alltagsferne Dinge tummeln. So kann es vorkommen, dass man dort vor Wäldern in monumentaler Größe steht, die plötzlich Kreaturen gebären, die mit kreisenden Augen und klappernden Schnäbeln die Ränder einer Stadt erreichen. Der Mensch in seiner Umgebung und die Natur sind Springorums erklärte Themen und wer die Bilder betrachtet, spürt, dass die heimliche große Liebe, die in ihren Bildern leuchtet, immer das diskrete, von den Rändern her einfallende und verschattete Licht ist.

Seit 2011 arbeitet die gebürtige Paderbornerin in ihrem Atelier, das Neugierigen nach Vereinbarung offensteht, und wer keine Gelegenheit hat, eine ihrer Ausstellungen zu besuchen, kann ihre Arbeiten auch

online entdecken. Auf der Atelier-Website unter www.springorum.eu finden Besucher Informationen über aktuelle Ausstellungen, Maltechniken und auch die Kontaktdaten für Auftragsarbeiten oder den Kauf der Miniaturen, die in Geschenkboxen verpackt auf die Reise zu ihren neuen Besitzern gehen. Im dazugehörigen Blog (<http://springorumkunst.wordpress.com>), das ebenso wie die letzte Ausstellung der Malerin den Namen *Der streunende Blick* trägt, versammeln sich aktuelle Arbeiten, eine exemplarische Werkschau und dokumentierte Entstehungsprozesse einzelner Bilder.

Für das Titelbild der aktuellen *fusznote* hat sich Silvia Springorum mit Peter Handkes *Versuch über den Pilznarren* beschäftigt und eben jenen Pilznarren an einem würdigen Platz inmitten seiner Fundstücke illustriert.

Britta Peters

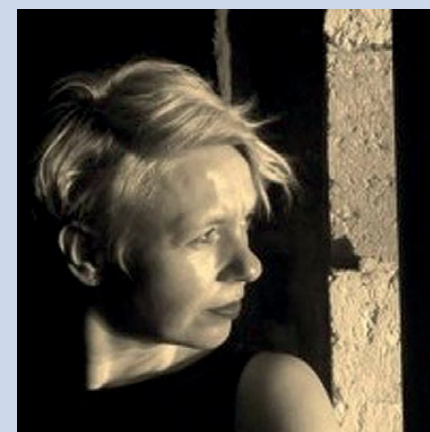
Silvia Springorum online

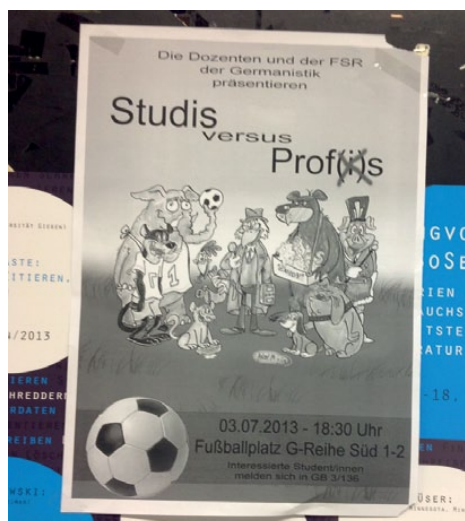
Atelier-Seite:

www.springorum.eu

Weblog:

<http://springorumkunst.wordpress.com>





Es geht um eine Legende: Am Abend des Freundschaftsspiels zwischen Profs und Studenten zeigte sich das Wetter von seiner besten Seite, denn es war zwar bedeckt, aber wenigstens regnete es nicht – anfangs. Auf größtenteils begrüntem Platz, von dem durch konsequente Berieselung im Verlauf der angebrochenen Woche wenigstens – soviel Positives kann man zum Platzzustand sagen – überhaupt keine Feuergefahr ausging, verschwamm die Grenze zwischen Fußball- und Liegewiese im wahrsten Sinne des Wortes und sorgte auf manchem Trikot für eine Verwischung des doch ursprünglich so deutlichen Unterschieds zwischen weiß (Studenten) und rot (Profs).

Das Schlammige muss ins Eckige

Nicht nur farblich aber kam man sich näher, da der Kampf um den Ball nicht juristisch, sondern mit körperlichen Mitteln ausgetragen wurde. Dies hielt sich jedoch im Rahmen, so dass die des als Schiedsrichter ange-reisten Gregor Schwering recht entspannte Auslegung seiner Position selten wirklich ins Gewicht fiel. Dessen Aktivität beschränkte sich größtenteils auf gemütliches Schlendern entlang der Seitenauslinie und gelegentliche Ermahnungen oder die Feststellung, wessen Einwurf/Ecke das denn nun wirklich sei. Ob dies aufgrund besonderer Fairness, die den Körpereinsatz auf das Mindestnotwendige begrenzte, oder aus Not durch ausbleibenden Zoff geschah – denn über die meisten Fragen wurde man sich unter den Mannschaften einig – ist unklar; jedenfalls schritt der Schiri nur ein, wenn es wirklich notwendig war. Vielleicht auch, weil das Tempo des dramatisch hin- und herwogenden Spieles so gar nicht zum gemütlichen Schlendern des Schiedsrichters passen wollte und die Legi-

timität seiner Zeugenschaft ein ums andere Mal aus dem studentischen Fanblock lautstark angezweifelt wurde («Schiri, warum bist Du eigentlich hier?»).

Dramatische Torjagd auf dem Platz

Am Rande dieses deregulierten, grün-braunen Rechtecks fanden sich aufgrund der Wetterlage nur wenige Zuschauer ein; besonders die angereisten studentischen Fans machten ihre geringe Personenanzahl durch von gemäßigtem Bierkonsum gesteigerte Begeisterung und Lautstärke wieder wett, so dass ihre Mannschaft von einer Woge des Fangebrülls immer wieder nach vorn gepeitscht wurde.

Und dies war auch nötig, denn diese trafen zwar auf einen Gegner mit deutlich höherem Durchschnittsalter, der jedoch durch seinen Spielführer Nicolas Pethes bestens aufgestellt worden war und seine »Mannen« zu taktischer Ordnung anhielt («wieder auf die Dekkung achten!«; »hier fehlt noch einer auf der Sechsl!«). Als strategisches Zentrum erwies sich Spielmacher Peter Risthaus, der fehlende Kondition durch technisch überragendes Spiel mehr als wett machte und im defensiven Mittelfeld so manchen studentischen Angriff in präzise Pässe in den eigenen Sturm umwandelte. Dennoch konnten die Studis, die sich besonders in der Offensive mit ihrer doppelten Sturmspitze nicht verstecken mussten, bereits in der dritten Minute Punkten: nach einem Foul der Profs gab Schiri Schwering Vorteil, woraufhin das weiße Team durch gekonntes Flügel- und Flankenspiel den Ball nahezu ungehindert ins gegnerische Tor schlenzen konnte. Diese frühe studentische Führung schien die Dozenten wachzurütteln, denn bereits der darauf folgende Angriff nach dem Anstoß brachte den Ausgleich, vorbereitet durch einen im gesamten Spielverlauf nahezu omnipräsenten, aber zuvor oft glücklosen Ralph Köhnen, der mit einem gezielten Pass den mit dem Fahrrad angereisten Christian Lücke in eine günstige Schussposition brachte, welche dieser glatt in den Ausgleichstreffer verwandelte. Dass die Dozenten sich nun ins Spiel eingefunden hatten, untermauerte Spielführer Pethes keine zwei Minuten später, indem er nach einem Alleingang durch den gegnerischen Strafraum ein weiteres Mal dafür sorgte, dass es in der studentischen »Kiste rasselte« und zum 2:1 für die Profs erhöhte. Während der restlichen ersten Halbzeit gab es immer wieder schöne Kombinationen und spannende Konter, doch weder die Studenten, die wild entschlossen gegen das gute Stellungsspiel der

Dozenten anrannten, noch die Dozenten, die durch eben jenes Stellungsspiel immer wieder den Ballbesitz an sich reißen konnten und die größere Kondition ihrer Gegner durch häufiges Auswechseln ausglich, waren in der Lage, überhand zu gewinnen. Auch die letzte brandheiße Szene der ersten 40 Minuten ging von den Dozenten aus, als der nicht nur durch seine blonde Haarpracht klinismännische Benedikt Jessing am Rande des gegnerischen Sechzehnmeterraumes in eine gute Schussposition geriet, das linke obere Eck jedoch um Zentimeter verfehlte und stattdessen das Aluminium zum Klingeln brachte – ein Vorgriff auf den Pfiff zur Halbzeitpause.

Erfahrung vs. Sturm und Drang

Die zweite Hälfte der Partie wurde dominiert durch einsetzenden Regen, auf der rot-braunen Seite von Risthaus und den oft nach vorne spielenden Pethes und Köhnen, auf der weiß-braunen durch das überragend spielende studentische Stürmerduo. Obwohl die Studenten sich in den ersten zehn Minuten noch nicht hatten durchsetzen können und Lücke in der 50. Minute gar noch auf 3:1 hatten erhöhen können, schienen die Dozenten in den Ergebnisverwaltung-Modus übergegangen zu sein; zudem machte sich nun langsam die bessere Kondition der jüngeren »weiß-braunen« bemerkbar: eine Viertelstunde lang dominierten sie unumstritten das Spiel, was sich im Anschlussstreffer zum 3:2 (55. Minute) und nur Minuten später dem Ausgleich (61. Minute) niederschlug. Das rot-braune Team ging nun erneut in die Offensive und brachte bereits zwei Minuten später erneut Christian Lücke in Schussposition für das entscheidende 4:3 (63.). Ange-stachelt durch den rasanten Spielverlauf der zweiten Hälfte, überzogen beide Teams in deutlich raueren letzten 15 Minuten das gegnerischen Keeper mit einem wahren Trommelfeuer an Torschüssen, die die beiden Torwarte jedoch glanzvoll abzuwehren wussten. So endete die recht ausgeglichene und spannende Partie mit 4:3 zugunsten der Profs, die das entscheidende Quäntchen Glück oftmals auf ihrer Seite wussten, besonders in der Defensive effizienter hatten wirken und sich letztendlich gegen eine starke studentische Mannschaft hatten durchsetzen können. Ruhrgebietstypisch ließen beide Mannschaften das Ereignis beim gemeinsamen Bier ausklingen.

Christian Wobig

Gut.